

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Krieg?	363
Bußtag. Von Karl Schefler	378
Chäsaß und Bekennnis. Von Martin Huber	381
Bankenschiedsel. Von Leben	392
Barbare	405

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

9-1 Uhr.

Berlin. Hotel Esplanade.

Appartements und Zimmer mit Bad.

Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorfplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Alle Waffen
sind

staatlich
geprüft!



Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch. Repetier-Buchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Schusswaffen

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-244.

Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel

Hochfeine Lederwaren

MORITZ MÄDLER

Leipzig
 Petersstr. 8

Berlin
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
 Kaiserstr. 23

Preisliste gratis Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 5. Dezember 1908.

Krieg?

Blood is thicker than water.

Der Lärm, der unterm Windmond die Kaiserkrisis umheulte, hat das Ohr der Deutschen getäubt und ihren Gegnern zur Erledigung alter und neuer Geschäfte Zeit gelassen. Vielleicht hatte ein Kluger den Herren Stewart Wortley, Harold Spender und William Bayard Hale vorgegeschrieben, wann ihre Bomben plagen sollten. Ein Zufall kanns kaum sein, daß sie juist plagten, als Deutschland zum ersten Mal wieder freier zu athmen begann: weil im nahen und im fernen Osten der Concern Eduards zu bröckeln schien. So, erzählte in der Wandelhalle des Palais Bourbon ein Eingeweihter den lieben Kollegen, solls fortan immer gemacht werden: wenn über dem Deutschen Reich der Himmel sich heilt, muß der in England gehäufte Zündstoff zu einer Explosion helfen. Noch sind wir nicht bis zur Guerilla der *petits papiers* gelangt, zu der Veröffentlichung kaiserlicher Privatbriefe, aus denen ein Feuer aufflackern und an den Höfen, in den Kanzleien und Parlamenten die Hivne erhitzen könnte. Fürs Erste hat der Inhalt zweier Interviews genügt. Den sandte der Draht um den Globus: und über Deutschlands Flur sah es wieder finster aus. Drei Reichserlebnisse waren seitdem zu verzeichnen. Den Franzosen, die 1905 noch um jeden Preis sich dem berliner Jorn zu entziehen suchten, ist der Muth gewachsen und sie haben im Röhricht von Casablanca gesiegt. Möglich, daß sie die gerechtere Sache verfolgten; daß unter Konful, der Blankopässe ausgab und für die Rationalität der mit solchem Papier Ausgestatteten deshalb nie recht bürgen konnte, auch in anderen Bekundungen unbedacht war. Mit dieser Möglichkeit mußte man in Berlin früh genug rechnen; durfte nicht fordern, was nicht durchzusetzen war, noch sich selbst dann das (bis in Marschalls zweite Blüthentraumzeit verschmähte) Allheilmittel der Pazifisten, das haager Schiedsgericht, verschreiben. Herr von Schoen, ders

that, hätte triftigeren Grund zu einem Abschiedsgesuch als der Unterstaatssekretär Stenrich, der an dieser Schlappe eben so unschuldig ist wie an dem Interviewärgerniß. Eine Schlappe ist's. Aber aus Marokko ist für uns nichts mehr zu holen, seit der Kaiser dreimal eingegriffen, dem General de Lacroix (nach Delcassés Sturz), dem Militärattaché Marquis de la Guiche (am Vorabend der Konferenz) seinen Willen zur Nachgiebigkeit enthüllt und in den Tagen von Algestraß die Räumung der gewählten Position befohlen hat. Marokko ist, ob Abd ul Aziz oder Abd ul Hafid Sultan heißt, dem französischen Einfluß nicht mehr zu sperren; und ein weiser Staatsmann sollte sich mit dieser unverwischbaren Thatsache abfinden, statt Gallias Leib mit Nadelstichen in Wuth zu figeln. Das zweite Erlebnis war die jähe Verschlimmerung der Balkanfrankheit. Das dritte der zwischen den Vereinigten Staaten und Japan geschlossene Vertrag. Drei Folgen der Interviewt, die Wilhelm gewährte und ans Licht kommen ließ. Marokko war längst ein verlorener Posten. Das am Palkan und am Stillen Dzean Geschehene lockert die Wurzel alten Glaubens und verrückt seinen taumelnden Blicken den Horizont.

Im Frühling des Jahres 1907 hielt fast die ganze Diplomatenzunft einen Krieg zwischen Japan und den Vereinigten Staaten für unvermeidlich. Wartet nur, hieß es: während im Haag die zweite Friedenskonferenz tagt, trachen im Stillen Dzean die Schiffgeschütze; während hinter dicken Doppelthüren die Kontingentirung der Wehrmacht beschwagt wird, versucht Rippon, das die Grenze militärischer Leistungsfähigkeit beinahe erreicht hat, auf gradem Weg oder über Honolulu ans Ziel seines Sehns zu gelangen. Ans Ziel alten Sehns. Seit Jahrhunderten hat die pazifische Festlandküste die Japaner gelockt. Schon der Shogun Tenasu, der den Handel des Inselreiches heben und ihm Kauffahrer schaffen wollte, schickte Gesandte und Handelsagenten nach Mexiko hinüber; und der Dehnung Drang ward erst gehemmt, als 1636 den japanischen Schiffen jede Landung an fremden Küsten verboten, den Aufwanderern Todesstrafe und Vermögenskonfiskation angedroht worden war. Angelsachsen knüpfen, in gewandelter Zeit, die abgerissenen Fäden wieder zusammen. Kommodore Perry erzwingt 1854 den Handelsvertrag von Kanagawa, der die Häfen von Shimona und Hakodate dem amerikanischen Handel öffnet. Drei Lustren danach ist die erste transamerikanische Eisenbahn gebaut, die Atlantis dem Stillen Dzean durch einen Schienenstrang verbunden; Ostasten aus jedem Bezirk der Neuen Welt leicht erreichbar. China schläft Japan aber hat sich aus der Lähmung der Shogunatsperiode gelöst und, unter Mutsuhitos kräftiger Herrschaft, in Verfassung und Wirthschaft westlichen Vorbildern nachgetrachtet. Nur von Japan aus ist der ostasiatische

Markt zu erobern. Das sieht der Yankee; und müht sich redlich um die Freundschaft der dem Tenno Unterthanen, denen er sich noch näher fühlt, seit die Philippinen, Guam, die Sandwichinseln amerikanisch sind und Dampferlinien die Möglichkeit raschen Verkehrs sichern. Jahre lang geht Alles gut. Die Amerikaner halten sich der Gruppe fern, die Japan um den Ertrag des über China erkämpften Sieges prellt; ziehen sich im Boxerkrieg früh aus der Front zurück; und hüten sich klüglich, China zur Hingabe von Pachtland zu zwingen. Als Rußland, gegen den Rath des weisen Li-Hung-Tschang, südwärts vorgeht und die Thür, durch die der Weg auf den Asienmarkt führt, zu schließen droht, als Wilhelm gar sich den Admiral des Atlantischen, Nikolai den Admiral des Stillen Ozeans nennt, muß, wie John Bull, auch Uncle Sam die Schwächung des Zarenreiches wünschen. In Tokio füllt sich der Kriegsschatz mit amerikanischem Geld. In den Vereinigten Staaten werden Dyamo, Kogi und Logo wie Nationalhelden bewundert; in Japan Roosevelts Tochter, der Staatssekretär Taft (der nun Roosevelts Nachfolger wird) und der Eisenbahngebierter Harri-man wie souveraine Fürsten empfangen. Bald danach erkaltet die Freundschaft. Am sechsten September 1906, als in Portsmouth (New Hampshire) der russisch-japanische Friedensvertrag unterzeichnet ist, erhält der Präsident der Vereinigten Staaten aus London und aus Berlin Glückwunschsdepeschen. König Eduard gratulirt ihm „zu dem guten Ausgang der Friedenskonferenz, zu dem Sie so wesentlich beigetragen haben“. In der Depesche des Deutschen Kaisers ist schon ein „großer Erfolg, der Ihren unermüdlichen Anstrengungen zu verdanken ist; die ganze Menschheit muß sich vereinen und wird Dies auch thun, um Ihnen für die große Wohlthat, die Sie ihr erwiesen haben, zu danken“. Dieses Lob klingt Herrn Theodor, klingt besonders wohl dem kühleren Staatssekretär Root allzu laut. Die Antwort, die aus Washington nach Berlin fliegt, sucht den Deutschen Kaiser den Japonern für den Friedensschluß mitverantwortlich zu machen. Wilhelm nimmt gern hin; erzählt amerikanischen Abgeordneten, er sei vom Zaren gebeten worden, die Friedenskonferenz anzuregen, und habe sich deshalb an Roosevelt gewandt, der dann die äußere Führung der Sache übernahm; prophezeit, Japan werde mit seinen billig arbeitenden Menschenmassen die Weißen von den ostasiatischen Märkten drängen, die offene Thür schließen und nur zu überwinden sein, wenn alle weißen Völker sich zum Kampf gegen die Gelbe Gefahr verbänden. So spricht er zu fremden Parlamentariern, die er zum ersten Mal sieht und die jedes Imperatorenwort natürlich brühwarm in die Presse bringen. Amerikas portsmouther Schuld scheint geringer. Der Philippinenarchipel nicht mehr gefährdet. Der Pazifikator hat nicht an den Dank der Menschheit, sondern an den Pazifischen Ozean gedacht

und zum Friedensschlußgedrängt, damit Japan nicht allzu mächtig werde und die zur Abwehr noch nicht gerüsteten Vereinigten Staaten bedrohen könne. Port Arthur und die Hälfte von Sachalin mochte es haben; aber nicht eine Kopeke. Wenn es die Bürde der Kriegskosten weiter schleppt, ist es den Amerikanern nicht sehr gefährlich. Darf nur nicht gereizt werden. Der Wunsch der American Federation of Labor, den Japanern die Einwanderung eben so schwer wie den Chinesen gemacht zu sehen, wird nicht erfüllt. Man möchte die Freundschaft nicht dem Rassenstolz opfern. Da wird in San Francisco einem Japanerknaben der Platz neben weißen Schulkindern geweigert. Auch auf der Eisenbahn will der Amerikaner nicht mehr neben den Gelben sitzen; in Meetings und Zeitungen werden Sonderwagen für die Japaner verlangt. Der Präsident mahnt zu geduldiger Ruhe; in der Botschaft vom dritten Dezember 1906 sagt er, die reiche Ernte, die dem amerikanischen Handel in Ostasien reife, werde nur einzuheimen sein, wenn der weiße den gelben Mann gut behandle. Auch von der anderen Seite wird Eintracht empfohlen. Vicomte Aoki, der Japan in Washington vertritt, preist im Gespräch mit dem jetzt weltberühmten Herrn Hale den Nutzen der Rassenmischung: „Orient und Occident werden in gemeinsamer Arbeit eine Civilisation schaffen, die milder, duldsamer und werthvoller sein wird als je bisher irgendeine“. Vergebens. Im Oktober 1906 schließt der Board of Education in Kalifornien chinesische, japanische, koreanische Kinder von den öffentlichen Schulen aus. Ein Jahr danach kommt in Vancouver zu einer Straßenschlacht zwischen Weißen und Gelben. Die kaum noch verarbeitete Japanerwunde bricht auf. Amerika hat Herrn Sergej Juljewitsch Witte und den anderen Moskowitern zugejauchzt; hat das Inselvolk ins Joch eines schlechten Friedensvertrages und schwerer Steuerpflicht gezwungen. Und nun sollen die Männer, die China und Rußland niedergeworfen und den Erdball mit ihrem Ruhm erfüllt haben, auf dem Boden der jungen Republik wie Pestfranke gemieden, schlechter als ein pedschwarzer Mädchenhändler behandelt werden?

Die Diplomatenzunft glaubte an den Krieg. Hier wurde (im März 1907) daran erinnert, daß sie, die mehr auf Personalien als auf naturhistorische Nothwendigkeiten achtet, oft schon geirrt habe. Noch konnte der Tag nicht nahen, an dem Weiße einen Erdtheil den Gelben räumen müssen. Auch gab es eine Großmacht, die allen Grund hatte, diesen Krieg zu hindern. Der anglo-japanische Vertrag vom zwölften August 1905 verpflichtet die Kontrahenten, in Ostasien und Indien den Frieden zu wahren und zu festigen, die Unabhängigkeit und Unantastbarkeit Chinas zu sichern, für die Freiheit des Handels im Reich der Mitte zu sorgen, ihre Territorialrechte und Sonderinteressen in Ostasien und Indien einander zu verbürgen. Wird eine der beiden

Mächte durch einen nicht provozierten Angriff in einen Krieg gedrängt, in dem sie ihre Territorialrechte oder ihre Sonderinteressen zu vertheidigen hat, so muß ihr die andere Macht ohne Säumen Hilfe leisten und nach gemeinsamer Kriegsführung auch zum Friedensschluß sich ihr vereinen. In einer an Sir Charles Hardinge adressirten Note hat Lord Lansdowne nachdrücklich auf die engen Grenzen hingewiesen, die dieser zweite Vertragsartikel der Bündnißpflicht zieht. Daß Amerika das Inselreich des Ostens aus freiem Willen, ohne durch japanische Provokation dazu gezwungen zu sein, angreifen werde, war stets unwahrscheinlich. Was Japan auf den Sandwichinseln und in Kalifornien erstrebt, fällt nicht in den Bereich ostasiatischer Territorialrechte und Sonderinteressen. Ein Krieg zwischen Amerika und Japan würde die Briten also nicht, wie Wilhelm glaubt, vor die Wahl stellen, der weißen Menschheit oder dem gelben Bundesgenossen die Treue zu brechen: nur zur Abwehr eines Japan in seinem anerkannten Besiz gefährdenden Angriffes sind sie verpflichtet. Immerhin müßte solcher Krieg ihnen höchst unbequem sein. Siegt Amerika, so wird die stärkste Landmacht, auf die sie (gegen Rußland, gegen meuternde Hindu und Mohammedaner, indirekt sogar gegen Deutschland) rechnen dürfen, geschwächt, vielleicht zum Bankerott getrieben. Siegt Japan, so gehören Kanada, Britisch-Guayana und Australien zu den Ueberwundenen und alle angelsächsischen Siedelungen am Stillen Ozean werden von der gelben Fluth überschwemmt. Keins der beiden Imperien darf allzu rasch wachsen; und dem Sieger wäre eben so schneller Machtzuwachs gewiß wie nach dem Krieg gegen Spanien den Amerikanern, nach Mukden und Tsushima den Japanern. Die hat England am goldenen Halfterband. Und seit Jahren bemüht es sich um die Freundschaft der Vereinigten Staaten. Salisbury kam im Venezuela Streit den Wünschen Nevilles und Olneys weit entgegen. Chamberlain empfahl das Bündniß der angelsächsischen Brüder. Mochte sich um Panama oder Alaska, um Neufundland oder Jamaika handeln: Britannien zeigte stets den Eifer des guten Willens. Als der Botschafter Sir Mortimer Durand in Washington nicht rasch genug vorwärts kam, wurde er durch James Bryce (den Verfasser des Werkes „The American commonwealth“) ersetzt, der den Imperialisten Roosevelt für die Begrenzung der Behr macht gewann. Was so mühsam gesät war, sollten die tollkühnen Leute von Nippon nun zerstampfen? Nein. Zwischen dem Verwandten und dem Verbündeten darf es nicht zum Krieg kommen. „Amerika will ein Staatenbund werden, in dem nur für Amerikaner Raum ist und Alle für Einen stehen. Gelingts, so ist Britisch-Nordamerika und Britisch-Guayana verloren. Amerika ist reich genug (und scheint entschlossen), eine Flotte zu bauen, die sich mit der Englands zu messen vermag. Und diese Flotte kann,

wenn der (in Kriegszeiten nach Yankeebelieben zu sperrende) Panamakanal fertig ist, auf zwei Weltmeeren von naher Basis aus operiren. Nie noch dräute der glücklichsten Insel so ungeheure Gefahr. Ein Riesengebiet von kaum erst zu ahnendem Reichthum, das sich wirthschaftlich selbst genügt und seine politische Kraft zur Einheit zusammenballt; ein ganzer Erdtheil, der einem Willen gehorcht und dem Feind Nahrung und Kleidung, Weizen und Baumwolle versagt. Und dieser neue Kontinent rüstet sich nun für die Handels Herrschaft im fernen Osten; will seine Waaren von Manila aus nach Südchina werfen und sich im Norden eine Tunnelverbindung mit Asien schaffen. Da wird eine Welttyrannis möglich. Die andere Gefahr ist kleiner; doch nicht zu verachten. Wenn Japan Geld bekommt, wird es zu mächtig. Ein Britanien des Erdostens; und, mit seiner zähen Flinkheit, seiner Nachahmerkunst und billigen Arbeit, auf den Massenmärkten neben Jonathan der stärkste Konkurrent. Wie schützt Albion sich gegen solche Lebensgefahr? Am Ende hats die Gelegenheit schon benützt, die Spitze des panamerikanischen Gedankens zu stumpfen, einen Strich durch die deutsche Atlantisrechnung zu machen und die Matlerprovision einzusäckeln.“ Diese Sätze waren hier damals zu lesen. England (so war ihr Sinn) wird im Pazifischen Ozean den Krieg, den die Junft schon für unbezweifelbar sicher hält, verhüten; weils ihn um jeden Preis verhüten muß.

England hat ihn verhütet; und der Glaube der Diplomaten gilde hat wieder einmal geirrt. Leicht wars nicht, den Rassenzorn zu dämpfen. Das franco-japanische Abkommen vom zwanzigsten Juni 1907, das dem gelben Kontrahenten den indochinesischen Waarenmarkt und den pariser Geldmarkt öffnete, mehrte den Hochmuth der neuen Großmacht. Verträge mit England und Frankreich, China und Rußland: in solchem Besitzrecht läßt sich ruhig wohnen; von so festem Stützpunkt aus ist das Wagemstück eines Krieges gegen Nordamerika nicht mehr allzu gefährlich. Japan kann sich auf seiner Höhe nur halten, wenn es reiches Land und bares Geld erwirbt. Beides ist von Amerika zu haben. Ist der Panamakanal erst eröffnet, die amerikanische Flotte modernisirt und gestärkt, dann wird Manila der Stapelplatz für die Hauptmärkte Ostasiens und Rippon ist um sein Erbrecht betrogen. Jetzt oder nie: heißt die Lösung. Die Geschäftsführer der Französischen Republik hören sie Denken der Dienste, die ihnen die Herren Roosevelt und White in den Tagen von Agassiras geleistet haben; fürchten, durch das mit Japan geschlossene Bündniß die Gunst der Yankees zu verschmerzen, und erbieten sich zur Vermittelung zwischen Washington und Tokio. Werden zwar mit höflichem Dank (und der Motivirung; daß eine unmittelbare Verhandlung noch möglich sei) abgewiesen; schließen bald danach aber mit den Vereinigten Staaten einen Handels- und

Schiedsvertrag. Die zur Vermittlung berufene Macht hält sich im Dunkel. Alle Adjazenten des Stillen Ozeans fühlen sich von Japan bedroht und sind deshalb auf ein gutes Verhältniß zu England angewiesen. Doch Mutsuhitos Volk ist stolzer als je; und der Jubel, der die amerikanische Flotte in Australien und Neuseeland empfängt, verräth, wie heftig im commonwealth das Rassengefühl erregt ist. Schon haben Australier gefragt, was ihnen die Britenflotte denn nütze, wenn sie nur einen der dem Mutterland fernen Kolonie werthlosen Krieg (gegen Deutschland) vorbereite, den allein für Australien wichtigen (gegen Japan) aber nicht führen wolle. Darf England warten, bis der im Großen Ozean gesammelte Vertrauensschatz den Amerikanern zufällt? Dann ist das Greater Britain nur noch ein schöner Traum. England muß handeln. Leis; ohne sich sehen zu lassen. In Washington ist man mit der Sicherung des status quo zufrieden. Wie aber sind in Tokio die nach neuer Heldenthat Lüsternen zu fixiren? Das vermöchte nur die Furcht vor einer unüberwindlichen Koalition. Herr Roosevelt hat vorgesorgt. Als die Kunde gekommen war, das Volk von Nippon mache die Amerikaner für den schlechten Frieden verantwortlich, hat er mit weithin gerecktem Arm nach Berlin gezeigt: und Wilhelm that ihm wirklich den Gefallen, sich selbst zur frühesten Förderung des Planes zu bekennen und die Selben noch einmal dem Abscheu der Christenheit zu empfehlen. Fünf Trümpfe kann Eduard nun gegen den Reffen ausspielen: das Buddhahild, den Vergleich mit den Hunnen, die Führung im Boyerkrieg, die Pachtung von Kiautschou und die neuste Warnung vor der Selben Gefahr. Damit ist Etwas zu machen. Noch nicht genug. Glinke Internovier werden auf die Fährte gesetzt: und bald hat der Kaiser ihnen den Entschluß ausgeplaudert, mit Amerika und China gegen Japan zu gehen. So ziemlich das letzte Geheimniß deutscher Diplomatie; einen der Pläne, die in der Minute der Entschleierung unausführbar werden. In Buckingham Palace reißt sich Einer die Hände. Läßt dann in Tokio fragen, ob man dem eine halbe Menschenmilliarde zusammenknüpfenden Dreibund trohen wolle, und in Washington, ob die Gemeinschaft mit so redseligen Partnern Profit bringen könne. Nein. Nun kann die Sternbannerflotte an der Küste des Dai Nippon landen; dürfen die Sieger von Manila und Tsushima sich in Theehäuschen und Hafenschänken verbrüdern. Herr William Bayard Hale hat Alles, was er aus dem Munde des Kaisers vernahm, dem Präsidenten sofort mitgetheilt. Zur Vorbereitung des Pacificvertrages war also Zeit. Bezu Tage nach der Veröffentlichung der zweiten Interview wird er unterzeichnet.

Fünf Artikel. Die beiden Mächte wollen die friedliche Entwicklung ihres Handelsverkehrs im Stillen Ozean mit aller Kraft fördern, ihre Terri-

torialrechte achten, in China, dessen Unabhängigkeit und Unantastbarkeit (nach Hoys altem Programm) gesichert sein soll, allen Nationen gleiches Recht einräumen und sich im Fall drohender Gefahr über die zur Abwehr nöthigen Maßregeln verständigen. Ein Vertrag nach dem Muster des franko-japanischen, der auch aktiven Schutz des chinesischen Besitzstandes verheißt. Roosevelts letzter Erfolg; sein größter. Die Vereinigten Staaten opfern fast nichts; nur ihre Bahnspekulanten müssen dem Versuch entsagen, durch Tarifkniffe Handelsvortheile zu erlisten. Die Einwanderung der gelben Männchen wird nicht erleichtert. Und Japan hat die Yankeeherrschaft über die Philippinen und Hawaii feierlich anerkannt. Hat sich mit dem *status quo*, den sein expansiver Drang eben noch unerträglich fand, jetzt beschieden. Weil es mußte. Woher das zur Dünung der verdorrnden Wirthschaft oder gar zu neuem Krieg nöthige Geld nehmen, wenn aus London, Paris und New York nicht zu holen ist? Den Kraftrest braucht das unter kaum tragbarer Schuldenlast seufzende Reich des Sonnenaufganges für die kritischen Tage, die China zu erwarten hat. Der Schattenkaiser und seine energische Mutter, die das Reich mit verschmierter Mandchuschlauheit regirte, sind aus dem Palaß in die Gruft spedirt, eines Kindes Vormund gebietet den vierhundert Millionen: wer weiß, wie bald der Nachbar da zu thun bekommt? Ohne das deutsche Schreckgespenst hätten Tenno und Gerontenrath sich dennoch nicht ins enge Gehäus dieses Vertrages geduckt. Nun mußte es sein. Amerika, Deutschland, China: auch ein Heroenvolk käme dagegen nicht auf. Lieber die Hoffnung auf die Expansion gen West einsargen. Auferstehen wird sie nicht. Jeder Monat mehrt die Amerikanermacht; und wenn der Panamakanal fertig ist, hat Japan verspielt.

Der Britenleu mag sich behaglich räkeln; wie nach der leztersten Wahlzeit. Wieder ein Sieg. Wieder einer, der ohne Hingabe von Blut und Gut erstritten ward. Ein leiser; der dennoch aus Sydney, Auckland, Vancouver, Kalkutta in Jubeltönen widerhallen wird. Die Marktfreiheit in Ostasien gewahrt; die gelbe Fluth gedämmt; der Kolonialbesitz im Stillen Ozean gesichert; Nordamerika, China und Australien durch die Mediation zu Dank verpflichtet; und dem Deutschen Reich wieder ein fester Kiegel vorgeschoben. Rußland, Frankreich, Amerika haben jetzt mit Japan Verträge geschlossen. Wey sagt noch, England habe, da es sich den Insulanern des Ostens verbündete, die Sache der weißen Rasse verrathen? Der Deutsche Kaiser sagt's. Der aber wollte ja selbst mit den Chinesen gegen ein weißes Herrenvolk ins Feld ziehen; und muß erleben, daß die Jahre lang so zärtlich von ihm umworbene Bürger der Vereinigten Staaten mit Japan sich zu Schutz und Trutz einen.

Hinter Eduard, Root und Roosevelt darf Herr Hale nicht vergeffen

werden. Die ihm gewährte Interwiew hat ärgeres Unheil gewirkt als die vom Daily Telegraph enthüllte. Japan haßt in uns den Feind, ders um die Frucht des Friedens von Shimonoseki gebracht, in den Frieden von Portsmouth genöthigt und durch Drohung in die Interessengemeinschaft mit Amerika gescheucht hat. In Ostasien sind Briten, Russen, Franzosen, Amerikaner, Chinesen, Japaner assoziiert; einsam nur wir. Der deutsche Kaufmann wird's spüren. (Um ihm in China wenigstens den Weg besser zu bahnen, sollte man die Gelegenheit des Thronwechsels benutzen, um Kiautschou zurückzugeben; ehe es uns höhnisch abverlangt wird und wir mit dem Pachtland noch ein neues Stück internationaler Achtung verlieren.) Und in den Vereinigten Staaten keinen Ersatz finden. Wer während der letzten Wochen amerikanische Zeitungen lesen, amerikanische Witzblätter betrachten mußte, weiß, was die Werbung da erlangt hat. Die Franzosen hatten immer behauptet, Herr Roosevelt habe, als er mit den Admiralen Dewey und Lord Charles Beresford zusammensaß, von einem Sternbannerkrieg gegen Deutschland als von einer in naher Zukunft unvermeidlichen Nothwendigkeit gesprochen. Das klingt heute schon fast glaublicher als die Prophezeiung Wilhelms, die Angelsachsen der Neuen Welt werden sich gegen die der Alten einst dem Deutschen Reich verbünden. Briten und Amerikaner sind verschiedenen Temperaments; verstehen einander nicht leicht und gerathen manchmal in lauten Zwist. Doch bleibt's ein Familienank, bei dem Einer dem Anderen nicht ans Leben will. Den Franzosen selbst, die ihnen im Wesen ähnlicher sind und deren La Fayette mehr für sie that als Preußens großer Fritz, hätten die Amerikaner nie gegen England geholfen. Blut ist dicker als Wasser: Eduards Kette hat die Wahrheit des Wortes, das er so oft, ohne ein Echo zu wecken, über den Kanal rief, im Stillen Ozean nun bestätigt gefunden. Wieder steht er am Grabe einer Illusion. Britannia hat die gelbe Faust von der Pankseehle geschmeichelt, geschreckt und den Pacificvertrag durchgesetzt. Wir? Mit dem Evangelium von Wilhelmshaven, mit der gepanzerten Faust, dem Fritzendenkmal, dem Professorenimport, den Hulddepeschen haben wir aus Ost und West nichts Brauchbares eingehandelt. England ist nicht in der Klemme. In Peking regirt der Sühneprinz. In Tokio flucht das Volk den Deutschen. Und der Japanerliebling Taft zieht ins Weiße Haus.

The readiness is all.

Wie vor zwei Jahren, wird auch jetzt von den zünftigen Diplomaten ein naher Krieg prophezeit. Diesmal ein europäischer. An der Donau soll die Furie entfesselt werden. Wie die Gruppierung wird, weiß man noch nicht; wettet aber auf Krieg. Weil England ihn zu wollen scheint und die Südslaven nicht

mehr zu halten sind, seit Franz Joseph die Balkanprovinzen seinem Reich einverleibt hat. Vor hundert Jahren schrieb Bonaparte an den Gesandten nach Petersburg: „Le fond de la grande question est toujours là: Qui aura Constantinople?“ Und ein paar Wochen danach, aus Bayonne, an Champagny, den Minister des Auswärtigen, er solle Oesterreich in der Presse als einen des Kredites unwürdigen Staat schildern lassen. Beide Briefstellen könnten von gestern stammen. Wieder wird um Konstantinopel gestritten; und Oesterreich hörte aus dem Bereich der Westmächte Unfreundlicheres als je vielleicht in den sechzig Jahren, die seit Ferdinands Abdankung verstrichen sind. Vorbereitung zum Balkankrieg, heißt; die Annexion Bosniens und der Herzegowina soll gerächt und über die Meerengen fürs nächste Jahrhundert verfügt werden. Von wem verfügt? Von England natürlich. Cui bono? Die Antwort will nicht über die Lippe. Wer bisher von einem Balkankrieg sprach, dachte an einen Feldzug der christlichen Balkanvölker, der nicht saturirten Slaven, gegen den Padijschah. Danach siehts jetzt nicht aus. Serbien und Montenegro haben sicher keine Lust, Rumänien und Bulgarien kaum einen zureichenden Grund, ihr Heer gegen die Türken zu schicken. Soll der Balkanbundsplan Milans und Georgewitschs wieder aufleben? Der Serbenpeter und Nikita von den Schwarzen Bergen mögen dafür zu haben sein. König Karol und Zar Ferdinand wären wunderliche Lagergenossen der jungtürkischen Armee. Und gegen wen soll dieser Krieg geführt werden? Gegen Oesterreich-Ungarn, weils gethan hat, was schon der Vertrag von Reichstadt ihm zu thun erlaubte und was später (in der Zeit des Berliner Kongresses) ein austro-russisches Sonderabkommen ausdrücklich gebilligt hat? Oesterreich ist nicht zu weit gegangen, sondern nicht weit genug: außer Bosnien und der Herzegowina konnte es auch den Sandschak von Novi-bazar behalten. Das war sein verbrieftes Recht; und Lehrenthals einzige unkluge Handlung war, daß er den Sandschak nicht bis zum Tag der Kompensationen behielt. Darum Räuber und Mörder? Einerlei: der Krieg, heißt, ist gewiß.

So heißt immer, wenn England irgendeinem Unbequemem Angst einjagen will. Wer soll den Krieg denn bezahlen? In Konstantinopel, Belgrad, Cetinje sind die Kassen leer. Frankreich, der reiche Bankier der schlechten Zahler, hat Türken und Slaven fürs Erste wohl genug geliehen; ungefähr achtzehn Milliarden Francs. Bleibt Großbritannien. Das aber kaum ernstlich den Wunsch haben kann, mit seinem Geld eine Niederlage Oesterreichs (die, selbst wenn die Kriegsbereitschaft so mangelhaft ist, wie erzählt wird, durchaus noch nicht sicher wäre) zu erkaufen. Und doch hört man täglich von neuen anglo-türkischen Intimitäten. Ein britischer Admiral wird, mit einem großen Stab britischer Offiziere und Ingenieure (die von der Bforte das Dreifache ihres Heimathsoldes

erhalten) die Türkenflotte reorganisiren. Diese Flotte hat nur Werth, wenn die Meerengen dem Osmanenreich bleiben. Das wäre nur unter englischer Garantie möglich. Soll die etwa bewilligt sein? Ja, sagt der pariser Jungtürkenhüuptling; England hat uns gegen jede Gefahr affekurirt. England, das die Türken mit Saß und Paß aus Europa jagen wollte? Das Land Gladstones, der alle atrocities ins Ungeheure übertrieb, um dem Islam seine Wuth ins Antlitz speien zu können? Das Land Salisbury, der Abd ul Hamid den rothen Sultan und den großen Mörder nannte? Grens, der Makedonien aus dem Reich Osmans reißen wollte und den Russen die Meerengen zugesagt hatte? Unglaublich. Aber in allen Hauptstädten sprechen Englands Botschafter wie am Goldenen Horn der greise Großwesir. Herr Buxton, der Präsident des britischen Balkancomitees, das den gladstonischen Türkenhaß geerbt hat, wird in Konstantinopel wie ein Erlöser gefeiert. England giebt Vorschüsse, bekommt Aufträge und zeigt Verstimmung, wenn in Essen oder Düsseldorf Munition für das Heer bestellt wird. Drei Monate nach dem Tag von Reval, der den Entschluß zur Liquidation der Türkei reifen sah. Diesen Wandel kann der Sieg der Jungtürken, ein vielleicht nicht einmal dauernde Herrschaft verheißender Sieg, allein nicht erklären. Wenn England nach fünfzig Jahren die Krimkriegspolitik wieder aufnimmt, will es den alten Feind treffen, den es damals traf. Rußland. Dem aber ist's jezt ja verbündet? Rußland soll auch nicht von dem Balkanbund bekämpft werden; soll ihn führen. Gegen Oesterreich. Dessen Schwächung wäre den Briten nicht sehr wichtig. Wichtiger die Gewißheit, daß Rußland, wenn es von den zuverlässigen Truppen entblößt würde, rasch in Revolution und Anarchie zurückfiele. Das Zarthum, der russische Islam könnte dann nicht lange die Kraft bewahren. Rußland müßte in Theilfürstenthümer und Republiken zerfallen, die sich mit anderen Slavengebilden zu einem Staatenbund knüpfen ließen und weder bis an den Persischen Golf noch gar bis nach Indien mit ihrer Stohgewalt zu langen vermöchten. Ein feiner Plan; wohlaußgesonnen. Nur: verwünscht geschick oder herzlich dumm? Nach heißem Mühen hat Großbritannien eine entente cordiale mit Rußland erreicht (das auf absehbare Zeit an einen Zug nach Indien nicht denken kann): und sollte die hundertvierzig Millionen Menschen sich freiwillig jezt wieder verfeinden? In Tagen, da der Gedanke an die Auseinandersehung mit Deutschland das britische Handeln bis ins Kleinste bestimmt? In meinem Gelände, wo Frankreich, als Gläubiger der Türken und Slaven, sich von Rußland nicht trennen, also nicht im Bund der Westmächte bleiben könnte, wenn zwischen Walfisch und Bären wieder der Streit begöonne? Unglaublich. Daß England die Russen in einen Krieg gegen Oesterreich-Ungarn heßen, die zarische Macht

brechen und riskiren will, Frankreich an den Feind zu verlieren. Denn dem listigen Vernichter des Zarenreiches könnte selbst Herr Clemenceau, heute noch Eduards Legat auf dem Festland der Ungläubigen, die Treue nicht halten.

Im Indobritischen Kaiserreich, hinter dessen Bergmauer der Eroberer nicht mehr so sorgenlos lebt, wie die offizielle Wahrheit wohlgezogener Berichterstattung glauben läßt, bekennen vierundsechzig Millionen Menschen sich zu Mohammed. Deren Empfinden brauchte Englands Regenten nicht zu bekümmern, so lange sie der Hindu sicher waren, in der islamischen Welt von einer Europäermacht nicht überboten wurden und sich im Glanz des Tyrannenbefehlers sonnen durften. Das ist vorbei. Seit er erfuhr, was Farbige gegen Weiße vermochten, träumt der Hindu von Freiheit und Selbstbestimmung; und wenn diese unübersehbare Masse aus solchem Traum zu dem Entschluß erwacht, daß von einem Herrenhäuflein ihr aufgezwungene Foch abzuschütteln, könnte selbst Ritcheners Eishenärte dem Anprall nicht länger widerstehen als dem Wirbelsturm ein Rohr. Die Schutzherrschaft über die muslimische Welt hat der Deutsche Kaiser eifernnd erstrebt. Und in Konstantins Stadt sollen vom Volk Abgeordnete sich zur Berathung der Reichsnoth versammeln. England sieht sich in neuer Lage; in unbequemem. Blickt es kühl auf den Dämanenlenz, dann muß es mehr als bisher noch um Indien bangen; und hilft es ihm zu früher Frucht, dann muß es fürchten, daß die egyptischen und die indobritischen Musulmanen die selbe Hilfe heischen. Dieses Dilemma entschuldigt die Schwankungen und Unklarheiten der londoner Politik. In Reval wollte sie eine bis zur Ohnmacht schwache Türkei. Will sie jetzt eine starke? Dann dürfte sie ihr nicht morgen schon die gefährliche Kraftprobe eines Krieges zumuthen. Und doch sah es Wochen lang aus, als sei dieser Krieg das Ziel der Britenwünsche. Unnatürliche Gemeinschaft und unverständliche Feindschaft wurde sichtbar. Frankreich, das nur daran denken dürfte, seinen türkischen und serbischen Schuldnern die zur Erholung nöthige Ruhe zu sichern, bleibt neben Britannien, das diese Ruhe listig zu stören sucht. Rußland hadert in grobem Ton mit Oesterreich, daß ihm die Meerengen doch nicht weigern würde, und versteigt sich (wenigstens in seiner offiziellen Presse) zu Forderungen, die in Paris ärgern und die Erledigung des oft vertagten Anleihegeschäftes wieder hinauschieben müssen; scheint in den Balkanhändeln auch den Briten kaum noch so nah wie in der Zeit des Akabakonfliktes, als (vor dem accord anglo-russe) der Botschafter Sinowjew Englands Sache beim Sultan führte. Einig sind Alle nur, wenn Oesterreichs Sünde gerügt und mit grausam rächender Strafe bedroht wird. Und diese Einigkeit lenkt den Blick auf eine noch nicht beachtete Spur.

Seit in Wien der Beschluß verkündet ward, die vor dreißig Jahren in

Europas Auftrag okkupirten Provinzen dem Reich einzugliedern, bringt beinahe jeder Tag neues Ungemach über Oesterreich-Ungarn. Daß die Serben des Königreiches und Montenegro's, denen eine Lebenshoffnung bestattet war, wüthend aufkreischten und allerlei Unfug trieben, ist zu begreifen. Nicht so leicht, daß der Rußenkaiser den zuchtlosen Jüngling, der für Papa Peter das Patriotengefuchtel leistet, zu sich kommen ließ. Doch Nikolai Alexandrowitsch erfährt längst nicht mehr, was sich vor dem goldenen Bitter seines Käfigs ereignet (nicht einmal, was der Heilige Synod über Kasaknifenrechte beschließt), und sah in dem cerebrasthenischen Maulhelden vielleicht einen zum Martyrium bereiten Slavenapostel. Oesterreich konnte die Wallfahrtberichte lächelnd zu den Personalakten der Herren Karageorgewitsch legen. Erlebte dann aber Schlimmeres. Schimpf aus Britanien, Rußland, Frankreich, Italien. In der Türkei werden österreichische Schiffe nicht entfrachtet, österreichische Waaren nicht gekauft; für den Lloyd und den ganzen Balkanhandel ein schwer zu verschmerzender Ausfall. Frankreich wird um Vermittelung ersucht: und versagt sie. Italienische Studenten bieten den Wienern ein Spektakel, bei dem Blut fließt (und das vorher in einem dem Einfluß des Botschafters Barrère zugänglichen mailänder Blatt angekündet worden war). In Italien und Istrien folgen Demonstrationen gegen Oesterreich; und man merkt wieder, wie heftig die beiden Völker einander hassen, die nur der Bündnißvertrag noch vor blutigen Händeln bewahrt. Auch die Czechen regen sich nun; in Prag wird gegröhlt, geprügelt, gespion und gestochen; steigt das Gelübde zum Himmel, der Annerxon mit aller Lungenkraft zu widersprechen. Täglich wird irgendwoher eine Mobilmachung gemeldet. Industrie und Handel, denen das Glück, nach langer Abkehr, wieder lächelt, müssen mit naher Kriegsmöglichkeit rechnen; und die wiener Börse sieht schwarze Tage. Aufruhr in Böhmen; Unrast und Sorge im ganzen Land. Als sei Oesterreich, sonst Aller Liebling, plötzlich dem Menschengeschlecht ein Gräucl geworden. Weil es zwei Provinzen annekirt hat, die lange schon sein waren und die der Sultan selbst für verloren hielt. Oder weil es, als einzige Großmacht, noch zu Deutschland hält und in Südosteuropa das schöne Mund der Einkreisungslinie für ein Weilschen aus der Form gebracht hat? Möglich, daß unter Oesterreichs Zirma Deutschland von Boykott und Achtung getroffen werden, daß dem Islam gezeigt werden soll, wie verlassen und verhaßt dieses Reich heute ist. Wahrscheinlicher, daß sich nur um einen Bluff handelt, einen Einschüchterungsversuch, der die wiener Regierung lehren mag, wie schwer dem Freunde Deutschlands das Leben gemacht werden kann. „Britanien, Rußland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugal, Osmanenreich, Skandinavien, Holland, Amerika, China, Japan: Alles in unserm Con-

cern vereint. Bequemt auch Ihr Euch, bei uns zu wohnen: und jede Sünde gilt gleich als gesühnt. So aber Einer mit Deutschland haust, ist jede Hand wider ihn und keines Priesters Segen löst ihn von seiner Pein.“

Solche Absicht würde das sonst Unerklärbare erklären (nebenbei auch, warum am Stillen Ozean die Friedensstiftung so beschleunigt wurde). Europas Geschwür reißt an der Nordseeküste. Alles politische Handeln und Planen rechnet mit dem unfreundlichen Verhältniß, das zwischen England und dem Deutschen Reich entstanden ist. Die britische Staatsklugheit kann in dieser Stunde keinen anderen Krieg wünschen als einen, der Deutschland in Lebensgefahr reißen könnte. Ein Balkankrieg, der uns in die Bundesgenossenschaft zwänge, müßte seltsam aussehen und Russen und Türken (zwei Islams) in eine Bewegung bringen, deren Ende nicht abzusehen und deren Wirkung an der Peripherie des britischen Weltreiches merkbar wäre. Das Ziel ist auf kürzerem und gefahrloserem Weg zu erreichen. Für den Kriegsfall muß Englands Wunsch sein, uns jede Möglichkeit einer Landmächteinfaltung abzuschneiden (etwa durch eine Intervention Europas, die das Gebiet der Französischen Republik, so lange sie nicht losschlägt, dem Heer des Nachbarn sperrt und die Neutralitätsrechte Belgiens, Hollands und der skandinavischen Staaten mit Waffengewalt schützt) und auf dem Wasser zu isoliren. Holt es zu solchem Streich aus? Fast möchte man glauben. Die Zeichen häufen sich. Ueberall werden Fäden angeknüpft, Bündnisse und Verständigungen bewirkt, glimmende Funken ausgetreten. Die Veröffentlichung der Intercoiens. Der konzentrische Angriff auf Oesterreich. Das Alles drängt zu der Vermuthung, daß die große Kraftprobe bald gewagt werden soll. Cromer, Roberts, Rothschild, drei Lords sehr verschiedenen Schlages, sprechen offen aus, daß sie den anglo-deutschen Krieg für unvermeidlich halten. Der Homeruler Birrel und der Friedensprediger Stead erklären, Deutschlands Rüstung zwingt die Briten, jede für den Flottenbau geforderte Summe zu bewilligen. Im Haus der Lords hat Roberts, der berühmteste Soldat des Inselreiches, eine Resolution beantragt, die der Regierung zur Pflicht macht, ohne Säumen ein Landheer zu schaffen, das zur Abwehr eines deutschen Einfallversuches stark genug ist. Der Marischal scheint an die Möglichkeit einer Invasion zu glauben. Scheint. Vielleicht dachte er weniger an Abwehr als an Angriff; weniger an die englische Küste als an Badajoz und Waterloo. Vor hundert Jahren, als Wellington in Spanien kämpfte, konnte er seine geschwächten Cadres nicht mit ansehnlichen Landoleuten auffüllen. Dem oft wiederholten Ruf zu den Waffen folgten im Verlauf von fünf Monaten des Jahres 1808 nur dreitausend Engländer; und der Ersatz mußte schließlich aus den Gefängnissen geholt werden.

Daß es da an Manneszucht fehlte und der Sieger alle Begierden frei durch die erstürmten Städte hinrasen ließ, ist begreiflich. Schlechte Soldaten waren die Engländer nicht; Treitschke selbst, der Wellingtons Leistung doch recht kühl wägt, sagt von ihnen: „Wunderbares vermochten die athletischen Körper mit ihrem altenglischen Bogermuth, ihrer Muskelkraft und Ausdauer zu leisten, wenn der Drillsergeant sie einige Jahre lang unter seine Fuchtel genommen hatte; unwiderstehlich wirkte der Bayonnetangriff der Hünen gestalten der Garde oder der wuchtige Angriff der schweren Reiter auf ihren großen, edlen Rossen.“ Freilich: nur der dritte Theil der Mannschaft stammte aus England. Daran mag Roberts gedacht haben; auch an die Klage der Franzosen, daß England ihnen zu Land nicht nützen könne. Alle Bewohner des Staates sind dessen geborene Vertheidiger, sprach Scharnhorst. Daß Britannien sich mit ungeheuren Kosten über Nacht ein großes Söldnerheer schaffen will, deutet in die Richtung seiner Absicht. Von hundertsechs Lords haben vierundsiebenzig für die Resolution gestimmt. Kaum denkbar ohne die Zustimmung des Königs. Und am nächsten Tag wurde im „Standard“ gefragt, ob England, statt sich im Verträgen mit dem Deutschen Reich, das für die Kontingentirung der Wehrmacht nicht zu haben sei, zu ruiniren, nicht schon jetzt das Schwert ziehen solle.

Das Recht zur Antwort auf diese Frage hat nur der Brit. Bevor er thut, sollte er erwägen, ob das Deutsche Reich, mit dem er fortan zu thun haben wird, noch in jedem Wesenszug das selbe ist, das ihm Aergerniß gab; ob ihm nöthig scheint, persönlicher Fehler wegen (die nicht immer nur diesseits vom Kanal zu verzeichnen waren) zwei große Nationen in Todfeindschaft zu verheßen; ob er wähnt, daß Deutschland eine Niederlage wie eine heilsame Züchtigung hinnehmen würde, und ob das nicht überall unverwundbare Weltreich ein von Kämpfen gegen die stärkste Kontinentalmacht ausgefülltes Menschenalter herbeisehnen kann. Viceadmiral Galtier hat in diesen Tagen gerathen, neue große Linienschiffe erst zu bauen, wenn die Erfahrung gelehrt hat, wie sie am Besten zu bauen sind; und den im klügsten Sinn patriotischen Satz gesprochen: „Das Flottengesetz darf uns nicht zwingen, gegen die Vernunft zu handeln.“ Vielleicht erwirkt die Technik mit ihren Zweifelsfragen eine Verständigung. Vielleicht beruft der Reichstag Sachverständige in seine Kommission und prüft, auf dem festen Grund der Gutachten, die Haltbarkeit des Flottengesetzes noch einmal. Neun Zehntel des deutschen Volkes sähen einen anglo-deutschen Krieg wie ein internationales Unglück nahen. Würden ihn nie provoziren. Nie aber auch ihm furchtsam ausweichen. Britannien muß wissen, was ihm frommt; ob's, nach den Königen, nicht die Völker mit einander versuchen sollten. Britannien hat freie Wahl. Wir warten geduldig.

Bußtag.

In diesen Tagen politischer Auseinandersetzungen ist Alles gesagt worden, was der Augenblick forderte. Eins nur blieb ungesagt. Trotzdem eine Anklage der anderen folgte, ist über das Handeln von Kaiser und Kanzler nicht oft hinaus, ist fast nirgends auf die Schuld der ganzen Nation gewiesen worden. Und doch wäre es gut gewesen, die Abrechnung mit Selbstprüfungen zu beginnen. Wie der große Feldherr ein Heer nicht von Sieg zu Sieg zu führen vermag, es trüge denn den Willen und die Kraft zum Sieg schon in sich, wie kein Regent die Quellen des Reichthums voller fließen machen kann, es sei denn, daß das ganze Volk ungeduldig schon des Reichthums harrt, so vermag auch der mächtigste Fürst eine ganze Nation nicht verderblichen Katastrophen entgegenzuführen, wenn sie selbst nicht die Vorbedingungen dazu schafft, ja, wenn sie selbst Erschütterungen nicht heimlich herbeiseht. In der That sitzt im deutschen Volkskörper, als Folge jähher Ueberernährung, eine schlimme Krankheit. Sie zu überwinden, erwecken die guten Instinkte der Gesundheit nun ein dunkles Verlangen nach läuternden Nationalleiden. Dieses dem Bewußtsein freilich entrückte Verlangen, dem auch jetzt der Anlaß noch nicht genügt und das ein Neuherrstes will, weil nur dieses noch helfen kann, mag es sein, was auch jetzt wieder listig die Nation in ihre alte Lebensweise zurückleckt. So nur ist zu erklären, daß trotz der ernststen Mahnung Alle nun zur eifrigen Güteranhäufung zurückkehren, als handle es sich wirklich nur um den Fehler eines Einzelnen und nicht um ein Krankheitsymptom, das Leben angeht.

Seit einigen Jahrzehnten hört das deutsche Volk die innere Stimme höher gearteter Menschlichkeit nur ungen; darum ist es auch so unwillig immer über die von außen kommende Mahnung. Mancher Warner hat im kleinen oder großen Kreise das Selbe empfunden, was Paul de Lagarde genau vor dreißig Jahren, auch an einem Totenfeste, als Abschluß einer noch heute fast unbekanntenen politischen Erziehethätigkeit in schöne Form faßte:

„Ich hab's gesagt und abermals gesagt:
auch hörten rings die Männer in der Runde.
Die Einen riefen Ja, doch mit dem Munde,
die Andern haben nie ein Nein gewagt.

Die Guten saul, die Besten ganz verzagt,
und keine Hand bot sich zum heiligen Bunde.
O großer Gott, wie ferne ist die Stunde,
in der des neuen Lebens Sonne tagt!“

Alle Fehler fast, die dem Kaiser nun mit Recht vorgeworfen wurden, sind Nationalfehler geworden. Unser Volk hat sich selbst die Bitterkeit der eben erlebten Lage bereitet. Es ist seit fünfzehn Jahren mit der Politik zu-

freiden, die uns den Katastrophen immer näher führt; es wollte diesen Weg geführt sein, will es noch heute. Wäre vom ersten Tage der Regierung Wilhelms des Zweiten ab die Nation anderen Sinnes gewesen als er, so hätte er nie die Macht gehabt, uns dahin zu leiten, wo wir nun stehen. Nur Wenige haben widersprochen; Viele haben es gehen lassen, wie es ging; die Meisten aber waren überzeugt, gut ergirt zu werden. Die Opposition hat sich immer darauf beschränkt, Einzelnes, Zufälliges und Nebensächliches nach den Leitjügen der Parteidogmen zu bemängeln. Eben diesen Kaiser wollte die unendlich arbeitssame, aber in kalten Erwerbsinstinkten täglich tiefer versinkende neu-deutsche Nation. Ihrem rastlosen Materialismus entspricht der ruhelohe Materialismus Wilhelms des Zweiten. Fürst und Volk sind gleichmäßig den Suggestionen der Quantitäten unterlegen und Beide verstehen gleich schlecht den Adel der Qualität; Beide begeistern sich für Expansion, für die Anhäufung von Machtmitteln, für den Besitz an Arbeit, Geld, Wissenschaft oder Kunst, nur um des Besitzes willen; Beide verwechseln fortgesetzt Civilisationswerthe mit Kulturgütern, überschätzen die Phänomene des sichtbaren Erfolges und sind ganz einig in der Abwehr der still wirkenden aristokratischen Geistesgewalten. Diese Zeit ist ganz unfaustisch. Es ist eine Zeit ungeheurer Güteranhäufung und kühnen Unternehmertumes, glückloser Emsigkeit und eiliger Genussgier. Das deutsche Volk dieser Jahrzehnte ist stark, ja, beinahe groß in Materiellen und nicht eine Spur von Trägheit ist in ihm; aber es ist ohne Tiefe. Kühn ist es ohne Grazie, kräftig ohne Schönheit, klug ohne Weisheit, tugendhaft ohne schöpferische Sittlichkeit, gehorsam ohne frei dienende Ehrfurcht. Immer sind wir noch in Gründerjahren und schon darum gefällt der Nation die Gründerpolitik, der Parvenu-Imperialismus. Wilhelm der Zweite ist der Kaiser der merkantilen Interessen, materialistisch trotz seiner Romantik, unpersönlich trotz seiner „Impulsivität“, ein Wille und ein Selbstgefühl, doch ohne höheres kritisches Bewußtsein und darum ohne festes Ziel, ein Mensch des Augenblicks ohne geniale Instinkte und ein Genuss temperament ohne Geschmackskultur. Ein Kaiser des allgemeinen Industrie-Missionismus, ein Fürst aller Fehler des Ueberganges. Der im Lande heute allmächtige Kaufmann hat ihn mit beleidigender Härlichkeit seinen „besten Geschäftstreisenden“ genannt. Dieser gekrönte „Geschäftstreisende“ ist es, dem die geschäftlich gewordene Nation so lange zugejubelt hat, denn unter seinem Regime ist sie reich geworden; ihn schilt sie jetzt, da sein Fehler die Geschäfte zu schädigen droht.

Aber Individuen und Völker leben zugleich zwei Leben. Hinter all diesen Sichtbarkeiten ist ein Gebiet, wo der kategorische Imperativ unumschränkt herrscht. Er, eine göttliche Gewalt, steht, verkleidet als Gewissen, als Gesundheitinstinkt, als höherer Selbsterhaltungstrieb, wie ein transszendentales Subjekt hinter dem Lebenswandel der Einzelnen und der Allgemeinheiten. Auch hinter

dem Leben und Treiben unserer Nation steht er in dieser Stunde. Das Gewissen des deutschen Volkes beginnt merkbarer wieder, sich zu regen. Wieder meldet sich die Ahnung, daß ein Fürst der Nation zur Zukunft werden kann. Man beginnt, zu fühlen, wie arm in all unserem Reichthum wir den Ranen unserer Vergangenheit gegenüberstehen und daß nur aufwühlende, nach innen weisende Leiden den Deutschen wieder sich selbst zurückgeben können; der Genius der Rasse flüstert uns zu, daß die Tage der Wiedergeburt nur nach schweren Katastrophen kommen werden. Denn am Größten war der Deutsche stets im Unglück. Nie zögerte er dann, zur eigenen Lebensbürde noch die Verantwortung für die ganze Menschheit auf sich zu nehmen. Es mag nun vorkommen, daß das Individuum auf einem lange beschrittenen Weg innehält, um „ein neues Leben“ zu beginnen. Niemals kommt Das aber bei ganzen Völkern vor, weil die dazu nothwendige Uebereinkunft nicht zu Stande kommen kann. Zum Lehrmeister der Nationen wird nur das aus der Nothwendigkeit geborene Ereigniß, die ursächlich herbeigeführte Katastrophe. Eben jetzt wurde uns eine Warnung; schnell aber ist das furchtbare Symptom wieder zum Guten gedeutet worden. Denn die Nation weiß in ihrem ihr selbst unverständlichen Gefühl, daß sie mehr braucht als eine Warnung, Stärkeres als nur Wetterleuchten. Sie will das große, reinigende Gewitter.

Das wird kommen. Ein furchtbarer Krieg wahrscheinlich und schwere Niederlagen. Die Prädestination des Kaisers ist noch nicht in allen Theilen erfüllt. Unsere Söhne werden, eben in dem Moment, wo sie die Früchte dieser Zeiten genießen wollen, für die Sünden der Väter mit Leben oder Gesundheit, unsere Töchter mit Unfruchtbarkeit bezahlen müssen. Auch weiterhin wird sich die Verkündigung des alten Bischof erfüllen, wie sie sich zur Hälfte schon erfüllt hat: „Sehen Sie, die Deutschen können das Glück und die Größe nicht recht vertragen. Ihre Art Idealität ruht auf Sehnsucht. Wenn sie es einmal haben und nun nichts mehr zu sehnen ist, so werden sie frivol werden, die Hände reiben und sagen: Unsere Heere haben ja besorgt, seien wir jetzt recht gemeine Genuß- und Geldhunde mit ausgestreckter Zunge. Aber nehmen wirs auch nicht zu schwer; eine anständige Minorität wird bleiben, eine Nation kann so was überdauern; es bedarf dann eines großen Unglücks und das wird kommen in einem neuen Krieg, dann werden wir uns aufstaffen müssen, die letzte Faser daran setzen und dann wirds wieder besser und recht werden.“

Vache Jeder solcher Betrachtungen, der noch Heiterkeit in sich hat, dem ein freies Gelächter noch glückt in dieser Zeit, die zu äußerster Thätigkeit zwingt, den Starken wie den Schwachen, über deren Arbeit aber kein Himmel blaut und die die Guten und Reinen nicht kennen will. Wo ist der heilige Segen dieser Werth auf Werth häufenden Arbeit? Es ist, als wäre ein Fluch über sie gesprochen. Und auch ich glaube: den kann nur Blut und Eisen lösen.

Friedenau.

Karl Scheffler.

Ekstase und Bekenntniß.*)

Unser menschliches Lebensgetriebe, das Alles einläßt, das ganze Nicht und die ganze Ruß, alle Tollheiten des Gedankens und alle Varianten des Schmerzes, die Fülle des Gedächtnisses und die Fülle der Erwartung, ist nur Einem verschlossen; der Einheit. In jedem Blick blitzeln heimlich tausend Blicke mit, die sich ihm nicht verschwipstern wollen, jedes schöne reine Staunen wird von tausend Erinnerungungen verwirrt und noch in das höchste Leid zischeln tausend Fragen. Das Getriebe ist üppig und farg, es häuft und versagt das Umsfängen, es baut einen Wirbel von Gegenständen und einen Wirbel von Gefühlen, Wirbelwand zu Wirbelwand, daß es gegen einander und über einander fliegt, und läßt uns hindurchgehen, diesen unseren Weg lang, ohne Einheit. Das Getriebe läßt mich die Dinge haben und die Ideen dazu, nur nicht die Einheit: Welt oder Ich, gleichviel. Ich, die Welt, wir, — nein, ich Welt bin das Entrückte, das nicht zu Fallende, nicht zu Erlebende. Ich gebe dem Bündel einen Namen und sage Welt zu ihm; aber der Name ist keine Einheit, die erlebt wird. Ich gebe dem Bündel ein Subjekt und sage Ich zu ihm; aber das Subjekt ist keine Einheit, die erlebt wird. Name und Subjekt sind des Getriebes und mein ist die Hand, die sich ausstreckt — ins Leere.

Aber Das ist der Gottes Sinn des Menschenlebens, daß das Getriebe eben doch nur das Außen ist zu einem unbekanntem und allerlebendigsten Innen und daß dieses Innen sich nur der Erkenntniß, die eine Tochter des Getriebes ist, nicht aber der schwingenden und sich befreuenden Seele zum Erlebnis versagen kann. Die Seele, die sich ganz gespannt hat, das Getriebe zu sprengen und ihm zu entrinne, die ist es, welche die Gnade der Einheit empfängt. Sie mag einem lieben Menschen begegnen oder der Landschaft eines wilden Steinhäufens: an diesem Menschen, an diesem Steinhäufen entzündet sich die Gnade und die Seele erlebt nicht mehr ein Einzelnes, um das tausend andere Einzelne schwirren, nicht den Druck einer Hand oder den Blick der Felsen, sondern sie erlebt die Einheit, die

*) Die Einleitung in ein Buch, das Herr Dr. Martin Buber, unter dem Titel „Ekstatische Konfessionen“ (bei Eugen Diederichs in Jena), erscheinen läßt. Der Grundgedanke, der zu der Sammlung trieb, läßt sich kaum klarer ausdrücken, als in der Einleitung und dem (hier angeschlossenen) Vorwort gesehen ist. Der Name des Autors, dem wir die ungewöhnlich schönen und feinen Bücher „Die Geschichten des Rabbi Nachmann“ und „Die Legende des Baalschem“ zu danken haben und der „Die Gefährlichkeit“, eine Sammlung sozialpsychologischer Monographien, herausgibt, bürgt dafür, daß auch diesmal eine wertvolle Gabe zu erwarten ist. Den Wunsch, Einleitung und Vorwort hier zuerst zu veröffentlichen, habe ich um so lieber erfüllt, als über das Wesen der Ekstase noch nicht viel Haltbares gesagt worden ist; trotz Alledem, was gerade in neuester Zeit über Johannes von Ruysbroeck, den Doktor extaticus, ans Licht gebracht wurde. Vielleicht das Beste hat Renan in den Kapiteln über Paulus geleistet („Les commotions cérébrales produisent parfois une sorte d'effet rétroactif et troublent complètement les souvenirs des moments qui ont précédé la crise“). Hier aber läßt der Sammler in den verschiedensten Kulturzonen uns ekstatische Zustände bestimmter Menschen miterleben. Nicht die Psychologie, Physiologie, Pathologie dieser Menschen will er uns zeigen, sondern ihr Erlebnis uns noch einmal erleben lassen.

Welt: sich selber. Alle ihre Kräfte spielen, alle Kräfte geeint und als Eins gefühlt, und mitten unter den Kräften lebt und strahlt der geliebte Mensch, der geschauete Stein: sie erlebt die Einheit des Ich und in ihr die Einheit von Ich und Welt; nicht mehr einen Inhalt, sondern Das, was unendlich mehr ist als aller Inhalt.

Und doch ist auch Dies der Seele noch nicht eine ganze Freiheit. Sie hat es nicht aus sich, sondern von dem Anderen empfangen und das Andere ist in der Hand des Getriebes. So kann irgendein Vorgang des Getriebes — ein Gedanke, der das Gesicht des Geliebten, eine Wolke, die das Gesicht des Fessels verwandelt — Macht über sie gewinnen und ihre Einheit verderben, daß sie wieder verlassen und geknechtet steht im Wirbel der Gefühle und der Gegenstände. Und auch in dem reinen Augenblick selbst kann es erscheinen wie ein Zerreißen, wie ein Hervorschauen: und statt der Einheit sind zwei Welten und der Abgrund und die schwankste aller Brücken darüber; oder das Chaos, das Gewimmel der Finsterniß, das keine Einheit kennt.

Alein es giebt ein Erlebnis, das aus der Seele selber in ihr wächst, ohne Berührung und ohne Hemmung, in nackter Eigenheit. Es wird und vollendet sich jenseits des Getriebes, vom Anderen frei, dem Anderen unzugänglich. Es braucht keine Nahrung und kein Gift kann es erreichen. Die Seele, die in ihm steht, steht in sich selber, hat sich selber, erlebt sich selber — schrankenlos. Nicht mehr, weil sie sich ganz an ein Ding der Welt hingeeben, sich ganz in einem Ding der Welt gesammelt hat, erlebt sie sich als die Einheit, sondern, weil sie sich ganz in sich eingesenkt hat, ganz auf ihren Grund getaucht ist, Kern und Schale, Sonne und Auge, Jecher und Trank zugleich. Dieses allerinnerlichste Erlebnis ist es, das die Griechen Ekstasis (Das ist: Hinaustreten) nannten.

Wenn wirklich die Religion, wie man sagt, sich „entwickelt“ hat, so kann man als ein wesentliches Stadium dieses Vorganges die Wandlung ansehen, die sich in der Auffassung Gottes vollzogen hat. Zuerst scheint der Mensch mit dem Namen Gottes vornehmlich Das erklärt zu haben, was er an der Welt nicht verstand, dann aber immer öfter Das, was der Mensch an sich nicht verstand. So wurde die Ekstase (Das, was der Mensch an sich am Wenigsten verstehen konnte) zu Gottes höchster Gabe. Jenes Phänomen, das man nach einem optischen Begriff als Projektion bezeichnen kann, das Hinausstellen eines Innerlichen, zeigt sich in seiner reinsten Gestalt an der Ekstase, die, weil sie das Innerlichste ist, am Weitersten hinausgestellt wird. Der Gläubige des christlichen Zeitalters kann sie nur an den Polen seines Kosmos lokalisieren: er muß sie Gott zuschreiben oder dem Teufel. Noch Jeanne de Cambrai schreibt an ihren Beichtvater: „Ich bin genötigt, Euch die innere Noth bekannt zu machen, worin ich mich seit Euerem letzten Zuspruch befunden habe, da Ihr mich noch immer im Zweifel laßet, ob es Gott oder der Teufel sei, der mich regirt. Ist es der Teufel, so ist all mein Gebet, worin ich mich nunmehr siebenunddreißig Jahre geübt habe, zu nichts nützlich.“ Aber nicht bloß jene Zeiten, die das Leben zwischen Göttlichem und Teuflichem auftheilten, weil sie die Macht und Weite des Menschlichen nicht kannten, haben die Innerlichkeit der Ekstase nicht erfährt: es giebt fast keinen Ekstatiker, der nicht sein Zehnerleben als Gottesleben gebeutet hätte (und wie sehr man Gott auch zu verinnerlichen suchte, ganz ins Ich als dessen Einheit hat ihn kaum Einer genommen). Das scheint mir im Wesen des Erlebnisses begründet zu sein.

Im Erleben der Ekstase selbst weiß noch nichts nach innen oder außen.

Der die Einheit von Ich und Welt erlebt, weiß nichts von Ich und Welt. Denn (so heißt es in den Upanishaden) wie Einer, von einem geliebten Weibe umschlungen, kein Bewußtsein hat von Dem, was außen oder innen ist, so auch hat der Geist, von dem Urselbst umschlungen, kein Bewußtsein von Dem, was außen oder innen ist. Aber der Mensch kann nicht umhin, auch noch das Subjektivste, Freiste, nachdem es gelebt worden ist, in die Kette des Getriebes einzufassen und Dem, was zeit- und fessellos wie die Ewigkeit durch die Seele fuhr, eine kleine Vergangenheit, die Ursache, und eine kleine Zukunft, die Wirkung, anzuschmieden. Je eigener und gelöster aber das Erlebnis ist, um so schwerer muß es sein, es in den Kreis des Anderen, Gebundenen einzufassen, um so natürlicher und unwiderlegbarer, es Einem zuzuschreiben, der über der Welt und außer aller Bindung ist. Der Mensch, der in den Funktionen seiner Körperhaftigkeit und Unfreiheit einherstapft Tag um Tag, empfängt in der Ekstase eine Offenbarung seiner Freiheit. Er, der nur differenzirtes Erleben kennt — Erleben eines Sinnes, des Denkens, des Willens, mit einander verknüpft, aber doch geschieden und in dieser Scheidung bewußt —, erfährt ein undifferenzirtes Erleben: das Erleben des Ich. Ueber ihn, der immer nur Einzelnes von sich empfindet und weiß, Begrenztcs, Bedingtes, geräth das Wetter einer Gewalt, eines Ueberchwanges, einer Unendlichkeit, in der auch seine ursprünglichste Sicherheit, die Schranke zwischen ihm und dem Anderen, untergegangen ist. Er kann dieses Erlebnis nicht dem allgemeinen Geschehen aufladen; er wagt nicht, es auf sein armes Ich zu legen, von dem er nicht ahnt, daß es das Weltlich trägt; so hängt er es an Gott. Und was er von Gott meint, fühlt und träumt, geht wieder in seine Ekstasen ein, schüttet sich in einem Schauer von Bildern und Klängen über sie aus und schafft um das Erlebnis der Einheit ein vielgestaltiges Mysterium.

Die elementare Vorstellung darin ist die einer (mehr oder minder körperhaft gedachten) Vereinigung mit Gott. Ekstascs ist ursprünglich: Eingehen in den Got.*), Enthusiasmos: Erfüllt sein vom Gotte. Essen des Gottes, Einathmen des göttlichen Feuerhauchs, Wiebesseinnung mit dem Gott (diese Grundform ist aller späteren Mystik eigen geblieben), Neugezeugtwerden, Wiedergeburt durch den Gott, Auffahrt der Seele zum Gott, in den Gott, sind Gestalten dieser Vorstellung. Paulus weiß nicht, ob seine Seele in dem Leib oder außer dem Leib war; und Haj Gaon weist eine Meinung der Menge zurück, wenn er von dem Adepten, der die zehn Stufen überwunden hat, sagt: „Dann öffnet sich der Himmel vor ihm; nicht, daß er in ihn aufsteige, sondern in seinem Herzen geschieht Etwas, wodurch er in das Schauen der göttlichen Dinge eintritt.“ Und wie weit auch der Weg ist, der von Diesem zu den Platonikern, zu den Sufis, zu den deutschen Gottesfreunden führt: auch bei ihnen lebt immer noch der Gott, mit dem die Ekstase vereinigt. Nur in indischen Urworten (und vielleicht hernach noch von Einzelnen in seltener Rede) wird das Ich verkündet, das eins mit dem All und die Einheit ist.

Von allen Erlebnissen, von denen man, um ihre Unvergleichbarkeit zu kennzeichnen, sagt, sie könnten nicht mitgetheilt werden, ist die Ekstase allein ihrem Wesen

*) Zu den bei Dieterich, „Eine Mithrasliturgie“ (dieses Buch, das ein Vermächtniß ist, darf hier nicht unerwähnt bleiben), angeführten Belegen für die Auffassung Gottes als des pneumatischen Elementes, in dem der Gläubige steht, sollte vielleicht noch der spätjüdische Gottesname *Mašom* (Das ist: Ort) herangezogen werden, der wie die letzte Spur eines urzeitlichen Bildes erscheint.

nach das Unausprechliche. Sie ist es, weil der Mensch, der sie erlebt, eine Einheit geworden ist, in die keine Zweifelt mehr hineinreicht.

Das, was in der Ekstase erlebt wird (wenn wirklich von einem Das geredet werden darf), ist die Einheit des Ich. Aber um als Einheit erlebt zu werden, muß das Ich eine Einheit geworden sein. Nur der vollkommen Geeinte kann die Einheit empfangen. Nun ist er kein Bündel mehr: er ist ein Feuer. Nun sind der Inhalt seiner Erfahrung und das Subjekt seiner Erfahrung, nun sind Welt und Ich zusammengelassen. Nun sind alle Kräfte zusammengeschwungen zu einer Gewalt, nun sind alle Funken zusammengelodert zu einer Flamme. Nun ist er dem Getriebe entrückt, entrückt ins höchste, sprachloseste Himmelreich; entrückt auch der Sprache, die das Getriebe sich einst in der Räthsel schuf zu seiner Botenmagd und die, seit sie lebt, ewig nach dem Einen, Unmöglichen verlangt: ihren Fuß zu setzen auf den Nacken des Getriebes und ganz Gedicht zu werden, — Wahrheit, Reinheit, Gedicht.

„Nun spricht“ (so heißt es bei Meister Eckhart) „die Braut im Hoheliede: Ich habe überstiegen alle Berge und all meine Vermögen, bis an die dunkle Kraft des Vaters. Da hörte ich ohne Laut, da sah ich ohne Licht, da roch ich ohne Bewegung, da schmeckte ich Das, was nicht war, da spürte ich Das, was nicht bestand. Dann wurde mein Herz grundlos, meine Seele lieblos, mein Geist formlos und meine Natur wesenlos. Nun vernehmet, was sie meint! Daß sie spricht, sie habe überstiegen alle Berge, damit meint sie ein Ueberfahren aller Rede, die sie irgend üben kann aus ihrem Vermögen, — bis an die dunkle Kraft des Vaters, wo alle Rede endet.“

So ganz über die Vielheit des Ich, über das Spiel der Sinne und des Denkens gehoben, ist der Ekstater auch von der Sprache geschieden, die ihm nicht folgen kann. Sie ist als eine Speicherung von Zeichen für die Affektionen und Nothe des Menschenleibes entstanden; sie ist gewachsen, indem sie Zeichen bildete für die empfindbaren Dinge in Nähe und Ferne des Menschenleibes; sie ist der werdenden Menschenseele nachgegangen auf immer heimlicheren Wegen und hat Namen geformt, gelöstet, ziselirt für die tropigsten Künste und für die wildesten Mysterien der Laufendfüßigen; sie hat den Olymp des Menschengewisses erklimmt, nein, sie hat den Olymp des Menschengewisses gemacht, indem sie Bildwort auf Bildwort thürmte, bis auch noch die höchste Aufgipfelung des Gedankens im Worte stand; und Solches thut sie und wird sie thun; aber sie kann immer nur von Einem empfangen, Einem Genüge thun: der zeichenzugenden Vielheit des Ich. Niemals wird sie in das Reich der Ekstase eingehen, welches das Reich der Einheit ist.

Sprache ist Erkenntniß: Erkenntniß der Nähe oder der Ferne, der Empfindung über der Idee, und Erkenntniß ist das Werk des Getriebes, in ihren größten Wundern ein gigantisches Koordinatensystem des Geistes. Aber das Erleben der Ekstase ist kein Erkennen.

Das ist der Sinn Dessen, was wir in dem Buch des Hierothos (des Synes Eufan bar Sabaili?) lesen; des selben Hierothos, so weit wir urtheilen dürfen, von dem es in den areopagitischen Schriften heißt, er habe das Göttliche nicht bloß erfahren, sondern auch erlitten, *ὁ μόνος παθὼν ἄλλα καὶ παθὼν τὰ θεῶα* —

„Wir scheint es recht, ohne Worte zu sagen und ohne Erkenntniß zu verstehen Das, was über Worten und Erkenntniß ist: Dieses, meine ich, ist nichts Anderes als das geheime Schweigen und die mythische Ruhe, die das Bewußtsein

vernichtet und die Formen auflöst. Suche denn, im Schweigen und im Geheimniß, jene vollkommene und ursprüngliche Vereinigung mit dem wesenhaften Urqu.

Aber nicht bloß seiner früheren Vielheit gegenüber ist, Der die Ekstase erlebt, eine Einheit geworden. Seine Einheit ist nicht relativ, nicht vom Anderen begrenzt: sie ist grenzenlos, denn sie ist die Einheit von Ich und Welt. Seine Einheit ist Einsamkeit, die absolute Einsamkeit: die Einsamkeit Dessen, der ohne Grenzen ist. Er hat das Andere, die Anderen mit in sich, in seiner Einheit: als Welt; aber er hat außer sich keine Anderen mehr, er hat keine Gemeinschaft mehr mit ihnen, keine Gemeinsamkeit. Die Sprache aber ist eine Funktion der Gemeinschaft und sie kann nichts als Gemeinsamkeit sagen. Auch das Persönlichste muß sie irgendwie in das gemeinsame Erlebnis der Menschen überführen, irgendwie aus diesem zurechtweisen, um es auszusprechen. Die Ekstase steht jenseits vom gemeinsamen Erlebnis. Sie ist die Einheit, sie ist die Einsamkeit, sie ist die Einzigkeit: die nicht überführt werden kann. Sie ist der Abgrund, den kein Senfblei mißt: das Unsagbare.

In jener Stelle des großen pariser Zauberbuches, die den Apathanatismus, die Welsung an den Mythen zur höchsten Weihe, der Keugeburt zur Unsterblichkeit, enthält, wird ihm gesagt: „ . . . Sehen wirst Du aber, wie die Götter Dich anblicken und gegen Dich heranstürmen. Du aber lege sogleich den Zeigefinger auf den Mund und sprich: Schweigen, Schweigen, Schweigen. — Symbolon des lebendigen, unbergänglichen Gottes, beschütze mich, Schweigen! . . . Wenn Du nun die obere Welt rein und einsam erschaust und keinen der Götter oder Engel heranstürmen siehst, bereite Dich, zu hören Krachen gewaltigen Donners, daß Du erschütterst wirst. Du aber sprich wiederum: Schweigen. Gebet: Ich bin ein Stern, der mit Euch die Bahn wandelt und aufleuchtet aus der Tiefe.“

Das Schweigen ist unser schützendes Symbolon gegen die Götter und Engel des Getriebes: unsere Hut wider seine Irrgänge, unsere Reinigung wider seine Unreinheit. Wir schweigen das Erlebnis; und es ist ein Stern, der die Bahn wandelt. Wir reden es; und es ist hingeworfen unter die Tritte des Marktes. Wir sind dem Herrn still: da macht er Wohnung bei uns; wir sagen Herr, Herr: da haben wir ihn verloren. Aber so gerade ist es mit uns: wir müssen reden. Und unsere Rede wölbt einen Himmel über uns, über uns und die Anderen einen Himmel: Dichtung, Liebe, Zukunft. Aber Eins ist nicht unter diesem Himmel; das Eine, das noththut.

Das Bewußtsein stellte die Ekstase hinaus in der Projektion; der Wille stellt sie zum anderen Mal hinaus in dem Versuch, das Unsagbare zu sagen. Auch das innerlichste Erlebnis bleibt vor dem Triebe zur Veräußerung nicht bewahrt. Ich glaube an die Ekstasen, die nie ein Laut berührte, wie an ein unsichtbares Heiligtum der Menschheit; die Dokumente Derer, die in Worten mündeten, liegen vor mir. Hier sind Menschen, die ihre Einsamkeit, die höchste, die absolute, nicht ertragen, die aus dem Unendlichen, das sie erlebt hatten, mitten ins Endliche stiegen, aus der Einheit mitten in die wimmelnde Vielheit. Sobald sie sprachen, sobald sie (wie es der Rede Vorpiel zu sein pflegt) zu sich sprachen, waren sie schon an der Kette, in den Grenzen; der Unbegrenzte spricht auch nicht zu sich, in sich, weil auch in ihm keine Grenzen sind: keine Vielheit, keine Zweifelt, kein Du im Ich mehr. Sobald sie reden, sind sie schon der Sprache verfallen, die Allen gewachsen ist, nur nicht dem Grund des Erlebens, der Einheit. Sobald sie sagen, sagen sie schon das Andere.

Es giebt freilich ein allerstillstes Sprechen, das nur Dasein mittheilen, nicht beschreiben will. Es ist so hoch und still, als sei es gar nicht in der Sprache, sondern wie ein Heben der Lider im Schweigen. Es läßt keine Untreue, denn es sagt nur aus, daß Etwas ist.

Dieser kundige Redner und Kirchenmann, Bernhard von Clairvaux, hält einmal plötzlich mitten in der Predigt inne und sagt dann leise, nicht prahlend und auch nicht demüthig (es ist kein Kunstgriff, sondern die Erinnerung hat ihn überkommen und die Rede zerbroch in seinem Munde): *Fateor et mihi adventasse verbum: Ich bekenne, daß auch mir das Wort gemäht ist.* Sodann spricht er weiter, etwas lauter wohl, aber doch die wieder Einlaß verlangende Kunst mit schlichter Seele bezwingend: wie er fühlte, daß es da war, wie er sich entsinnt, daß es da gewesen ist, wie er gehnt hatte, daß es kommen würde, und wie er doch kommen und Gehen nicht empfand. Wie es durch keinen Sinn eintreten konnte, das Unsinnliche, wie es nicht aus ihm selbst stammen konnte, das Vollkommene. „Wenn ich hinauschaute, fand ich es jenseits alles meines Rufens; wenn ich hinein sah, war es meinem Innersten innerlicher. Und ich erkannte, daß es wahr ist, was ich gelesen hatte: daß wir in ihm leben, uns bewegen und sind; aber Der ist glückselig, in dem es ist, der von ihm lebt, der durch es bewegt wird.“ Ich glaube ihm sein Bekennen. Ich fühle, daß er einfiel, als er noch nicht wie heute reden konnte, Stunden hatte, da auch er das Göttliche erlitt. Und all die schamlose Hierlichkeit seines Redens ist mir dadurch erkauft, daß er so von seiner Stunde berichtet, daß er das Wort nicht den Worten zum Fraße hinwirft, sondern für das Wort mit seinem Schweigen zeugt wie ein Märtyrer mit seinem Blut.

Von diesem Sprechen führen viele Stufen zu jenem Erzählen von Gott und seinen Gaben, das nicht erschrickt und nicht umkehrt, sondern sagt und sagt. Es ist nicht weniger redlich, seine Sprache klingt nirgends gesprungen, wir wissen, daß es nicht lügt, sondern Gemeintes bekennet. Aber die Stille fehlt ihm, und wo keine Stille ist, da ist die Stimme der Nothwendigkeit wie eine Stimme der Willkür zu hören.

Schon das Phänomen der Projection selbst — daß Einer, der sein Ich erlebt hat, sich und Anderen verkündet, er habe Gott erlebt — muß Manchem als Willkür erscheinen: dem Gottlosen als die Willkür eines überflüssigen Theismus (oder unreinen Pantheismus), dem Frommen als die Willkür der Ueberhebung und Blasphemie. „Und wenn sie“, sagt Jeremy Taylor, der ein viel zu seiner Weisheit war, um sich zu empören, statt zu verstehen, „Entzündungen leiden über die Laster und die Stärke der Vernunft hinaus, leiden sie, sie wissen nicht was, und nennen es, wie es ihnen beliebt (they suffer they know not what, and call it what they please).“ Und doch ist da in Wahrheit keine Willkür, sondern Noth und Nothwendigkeit.

Willkürlicher noch muß der Inhalt der Konfession des Ekstatikers erscheinen, vor Allen Dem, der nicht an der eigenen Seele die Tragödie erfahren hat, die aus dem Zusammenreffen des Triebes nach Veräußerung des Innerlichsten und Persönlichsten mit der gegebenen Menschenprache entsteht: den Kampf des Irrrationalen mit dem Rationalen, der ohne Sieg und Niederlage endet, in einem beschriebenen Blatt Papier, das dem sehenden Auge das Siegel eines großen Leidens zeigt.

Vossuet, ein Geist weit geringerer Ordnung als Taylor und ein Liebhaber

der Logik (so lange das Dogma durch sie nicht gekränkt wird), will die Ekstatiker mit dem Witz der Aufdeckung eines Widerspruchs vernichten. Sie sagen, so ruft er aus, die Betrachtung schließe nicht allein alle Bilder im Gedächtniß und alle Spuren im Gehirn aus, sondern auch jede Idee und jede geistige Erscheinung; und während sie Das sagen, sind sie gezwungen, es niederzureißen, nicht allein in Hinsicht auf die geistigen Erscheinungen und Ideen, sondern auch in Hinsicht auf die körperhaften Bilder selbst, da ja die Bücher, in denen sie sie ausschließen, davon erfüllt sind.

In der That: ein Widerspruch ist aufgedeckt. Aber was kann er für die Beurtheilung von Menschen bedeuten, die ihr Leben in der Pein eines ungeheuren Widerspruchs verbringen: des Widerspruchs zwischen dem Erlebniß und dem Getriebe, aus dem sie emporstiegen und in das sie wieder hinabstürzten Mal für Mal? Das ist der Widerspruch zwischen der Ekstase, die nicht in das Gedächtniß eingeht, und dem Verlangen, sie für das Gedächtniß zu retten, im Bild, in der Rede, in der Konfession.

Ja, es ist wahr: der Ekstatiker kann das Unsagbare nicht sagen. Er sagt das Andere, Bilder, Träume, Gesichte; die Einheit nicht. Er redet, er muß reden, weil das Wort in ihm brennt. Der nicht zu den Menschen redete, hat zu sich geredet; er war heiliger, weil er nach außen einsam blieb; aber vielleicht blieb er einsam, weil es ihn nicht so schlug und stieß, Botschaft zu den Andern zu tragen; die unmögliche Botschaft?

Er läßt nicht, der in Bildern, Träumen, Gesichten von der Einheit redet, von der Einheit stammelt. Gestalten und Klänge, die, aus seinem Gottgefühl geboren, um das Unerlebniß kreisten, sind in seinem Gedächtniß geblieben: rings um den treibenden Brand, der allein als Spur des Erlebnisses selbst in ihm lebt; vielleicht mischen sich, aus dunklen Sphären seiner Seele tauschend, andere Gestalten und Klänge darein, von denen er nicht weiß, woher sie kommen, und nach denen er greift, um sich selbst zu verstehen. Denn er versteht sich nicht; und doch ist in ihm das Verlangen erwacht, das in der Ekstase erloschen war: sich zu verstehen. Er sagt die Gestalten und Klänge, und merkt, daß er nicht das Erlebniß sagt, nicht den Grund, nicht die Einheit, und möchte innehalten und kann nicht und fühlt die Unsagbarkeit wie ein Thor mit sieben Schlössern, an dem er rüttelt, und weiß, daß es nie ausgehen wird, und darf nicht ablassen. Denn das Wort brennt in ihm. Die Ekstase ist gestorben, hinterläßt ermordet von der Zeit, die nicht will, daß man ihrer spottet; aber sterbend hat sie das Wort in ihn geworfen: und das Wort brennt in ihm. Und er redet, redet, er kann nicht schweigen, es treibt ihn die Flamme im Wort, er weiß, daß er es nicht sagen kann, und versucht es doch immer und immer, bis seine Seele erschöpft ist zum Tode und das Wort ihn verläßt. Dies ist die exaltatio Tessens, der in das Getriebe zurückgekehrt ist und sich mit ihm nicht abfinden kann; Dies ist seine Erhebung, die Erhebung eines Lebenden: der Erhebung des Dichters verwandt, geringer als sie im Besitz, gewaltiger im Dasein. Dies ist die Spannung zum Sagen des Unsagbaren, eine Arbeit am Unmöglichen, eine Schöpfung im Dunkel. Ihr Werk, die Konfession, trägt ihr Zeichen.

Und doch ist das Sagenwollen des Ekstatikers nicht bloß Ohnmacht und Stammeln: auch Macht und Melodie. Er will der spurlosen Ekstase ein Gedächtniß schaffen, das Zeitlose in die Zeit hinüberretten; er will die Einheit ohne Vielheit

zur Einheit aller Vielheit machen. Der Gedanke an den großen Mythos erwacht, der durch die Zeiten der Menschheit geht: von der Einheit, die zur Vielheit wird, weil sie schauen und geschaut werden, erkennen und erkannt werden, lieben und geliebt werden will und, selbst Einheit bleibend, sich als Vielheit umfaßt; von dem Ich, das ein Du zeugt; von dem Urselbst, das sich zur Welt, von der Gottheit, die sich zum Gotte wandelt. Ist der Mythos, den Seden und Ipanischaben, Midrasch und Kabbala, Platon und Jesus künden, nicht das Sinnbild dessen, was der Ekstasiker erlebt? Haben die Meister aller Zeiten, die ihn schufen und immer wieder neu schufen, nicht aus ihrem Erlebniß geschöpft? Denn auch sie haben die Einheit erfahren; und auch sie sind aus der Einheit in die Vielheit gegangen. Aber wie ihre Ekstase nicht das Hineinbrechen eines Unerhörten war, das die Seele übermächtig, sondern Einsammlung und tiefstes Quellen und eine Vertrautheit mit dem Grunde, so lag auf ihnen das Wort nicht wie ein treibender Brand; es lag auf ihnen wie die Hand eines Vaters. Und so lenkte es sie, das Erlebniß einzuthun, — nicht als Ereigniß in das Getriebe, nicht als Bericht in die Kunde der Zeit, sondern es einzuthun in die That ihres Lebens, es einzuwirken in ihr Werk, daraus neu zu dichten den uralten Mythos und es so hinzusetzen nicht als Ding zu den Dingen der Erde, sondern als einen Stern zu den Sternen des Himmels.

Aber ist der Mythos ein Phantasma? Ist er nicht eine Offenbarung der letzten Wirklichkeit des Seins? Ist nicht das Erlebniß des Ekstasikers ein Sinnbild des Uterlebnisses des Weltgeistes? Ist nicht Beides ein Erlebniß?

Wir horchen in uns hinein; und wissen nicht, welches Meeres Rauschen wir hören.

Vorwort.

Die hier gesammelten Mittheilungen von Menschen über ein Erlebniß, das sie als ein übermenschliches empfanden, sind weber um einer Definition noch um einer Werthung willen zusammengestellt worden, sondern deshalb, weil in ihnen die Gewalt des Erlebnisses, das Sagenwollen des Unfassbaren und die vox humana eine denkwürdige Einheit geschaffen haben. Was von diesen Elementen zeugte, was das Zeichen des Wortes trug, ist mir der Aufnahme werth erschienen.

Es ist mir nicht darum zu thun, die Ekstase „einzureihen“. Was mich angeht, ist Das an ihr, was nicht eingereiht werden kann. Gewiß hat auch sie eine Seite, durch die sie in den kausalen Zusammenhang der Vorgänge eingestellt werden kann; aber die ist nicht der Gegenstand dieses Buches. Der Ekstasiker mag psychologisch, physiologisch, pathologisch erklärt werden; uns ist Das wesentlich, was jenseits der Erklärung bleibt: sein Erlebniß. Hier hören wir nicht den Begriffen zu, die Ordnung schaffen wollen auch noch in den dunkelsten Verstecken; wir lauschen dem Sprechen eines Menschen von seiner Seele und von seiner Seele unaussprechlichstem Geheimniß.

Es ist wie mit der Freiheit des Willens. Gewiß: die große Weltorientierung darf keine Blinde haben. Gewiß: Alles ist determinirt. Aber dieser Mensch hat sich frei gefühlt. Widerlegt sein Gefühl mit kuren Begriffen! Beweist, daß sein Gefühl eine Täuschung ist: wie der Theologe beweist, daß Gott ist, weil Alles eine Ursache hat und also auch die Welt eine Ursache haben muß. Ihr laßt den Theologen aus: die Kausalität gelte nur innerhalb der Erfahrung; aber vielleicht ist

das Erlebnis eben Das, was jenseits der Erfahrung steht; weil es vor der Erfahrung steht. Ich bin die dunkle Seite des Mondes; Ihr wisset um mein Dasein, aber was Ihr für die Helle seht, glüht für mich nicht. Ich bin der Rest der Gleichung, der nicht aufgeht; Ihr mögt mich mit einem Zeichen belegen, aber auflösen könnt Ihr mich nicht. You would pluck out the heart of my mystery? Dieser Mensch hat sich frei gefühlt; hat Freiheit, Gottesfreiheit über seinem Handeln gefühlt. Eine Täuschung? Gut denn, so ist die Täuschung Das, was uns an ihm wesentlich ist.

So ist es mit der Ekstase: das Wort geht uns an, das Wort des Ich.

Ich bringe in diesem Buch auch Aeußerungen einiger Menschen, die zu denen gehören, welche man krankhaft nennt. Wie die Täuschung an der „Wahrheit“, so wird die Krankheit an der „Gesundheit“ gemessen. Aber mich interessiert nicht, ob ein Arzt, der die Anna Beterin untersuchen würde, sie als hysterisch bestände; mich interessiert, wie dieses Frauenzimmer aus der Noth seiner Seligkeit redet. Ich weiß nicht, was der Wahnsinn ist; aber ich weiß, daß ich da bin, die Stimme des Menschen zu hören.

Allo ästhetisch? Nein, auch nicht ästhetisch. Ich meine nicht die Worte, nicht, ob sie schön gesagt sind, ich meine das Wort. Dies ist eine andere Schönheit als die des Aesthetischen: die Stimme des Menschen, die in meinen Ohren schallt.

Des Menschen; und ich weiß nichts mehr von Graden, von der Rangordnung der Geister. Da sind Plotin, der Hohe, und Attar, der kühnste der Dichter, da ist Valentinus, der heimliche Dämon einer Zeitenwende, und da Nāmakrişna, durch den sich das ganze Indertum in unseren Tagen noch einmal offenbart hat, da ist Symeon, der byzantinische Freund und Sänger Gottes, und da Gerlach Peters, sein niederländischer Bruder, jung und Herdensfroh und meinem Herzen viel näher als der Admirabilis; und da, neben ihnen, ist diese Hirtin, Alpais (die mir ja schon zu klug redet), da ist diese wilde Bauernmagd, Armette, da sind die Camisarden, die mir richtig beichten, von Sünde und Erlösung, da sind diese einfältigen vertieften Nonnen, da sind diese ungelerten Bürgerleute, die ihre Wundermär herkommeln, Hans Engelbrecht und Gemme Hayen. Da sind sie bei einander, mit einander, in der Gemeinschaft Derer, die von jenem Abgrund zu erzählen wagten; ich lebe mit ihnen, ich höre ihre Stimmen, ihre Stimme: die Stimme des Menschen.

Man wird verstehen, warum ich, nur das Eine suchend, von dem Vielen, sehr Vielen, das ich in den Jahren des Suchens zusammenbrachte, nur dieses Wenige hier aufgenommen habe. Warum ich nicht aufgenommen habe: alle nichtsubjektiv gehaltene Rede über die Ekstase (ich habe aber aus einzelner scheinbar Unpersönlichen das Persönlichste herauszulösen versucht und überdies in einem Anhang einige bedeutende Dokumente nichtsubjektiver Aeußerung aus Völkern und Kreisen, die im Haupttheile nicht berücksichtigt werden konnten, zusammen mit einem Stück aus dem „Traktat von Schwester Katze“, den ich in diesem Buch nicht wissen wollte, beigefügt); so fehlen hier Philon und Proklos, Kabbalisten und die Viktoriner, Kugbroef und Johannes vom Kreuze; alle Beschreibungen von Visionen nichtsubjektiven Charakters; Das ist: in denen nicht ein wesenhaftes Wirken oder Leiden des Schauenden selber sich darstellt (mit Ausnahme einer Vision der Birgitta, die ganz subjektiv erscheint, obwohl sie selbst saß unbetheiligt ist); darum sind auch so merk-

würdige Menschen wie Joachim von Floris, Marguerite d'Orngt, Juster Hadewud unberücksichtigt geblieben, insbesondere auch jene Topographen der Bistion von Swendborgs Art, dessen ungeheure spirituale Diarien mir nur eine ungeheure Bewunderung geschenkt haben; Alles in scholastischer oder rhetorischer, also in mittelbarer Weise gesagt; alle autobiographischen Mittheilungen über Estsasen als Gegenstand der Kuriosität und der Analyse (Cardano scheint mir hier der Eigenthümlichste zu sein); alles Dichterische, das sich als eine Rhythmisirung des Erlebnisses erweist (auch Jacopone, mir Einer der Liebsten, muß ich hierher zählen, wogegen ich Altar, Nami, Symeon, Nechtbild von Magdeburg, Geuse glaubte aufnehmen zu dürfen; eine Scheidung, die ich nicht durch die Formulirung eines Kriteriums, sondern nur durch die Aufforderung zur Prüfung vertreten kann und die mir für Jacopone nicht leicht geworden ist); alle Psychologisirung des Erlebnisses. Das ist jene Art des Berichtes, die das Erlebniß wie einen Vorgang des Kausalzusammenhanges beschreibt, es objektivirt, nicht aus seiner fortwirkenden Gewalt, sondern aus einem Rekapituliren, einem Darüberdenken redet, gleichsam nicht das Nachbild, sondern das Erinnerungsbild betrachtet; verwandt damit ist die klassifizirende Darstellung der berühmten Theresia, von der ich nur das Subjektivste und auch das nicht ohne Widerstreben aufgenommen habe.

Weggeblieben ist auch alles Fragmentarische, das nicht zur Gestalt der Aussprache einer Persönlichkeit geblieben ist; hiervon habe ich namentlich die indischen und gnostischen Stücke und ein reiches Material aus slavischen Sekten nur ungern unberücksichtigt gelassen (wie ich überhaupt von dem Vielen, das ich aus neueren Sekten gesammelt habe, nur die eine Camisarden-Konfession als repräsentativ gebracht habe; aus den älteren schien mir nur Einiges aus dem urchristlichen Repetition zu wesenhaft, um fehlen zu dürfen).

Wenn ich aber überall das Unmittelbare suchte, so habe ich doch die Unmittelbarkeit der Ueberlieferung nicht zum Grundjag für die Aufnahme gemacht. Ich habe Konfessionen einbezogen, die nicht von dem Mittheilenden selbst, sondern von Menschen seiner Umgebung niedergeschrieben worden sind (die Worte Mamasrischnas und Anderer, insbesondere viele Dokumente der Klostereskase sind von dieser Art), zuweilen von solchen, die irgendwie an seinem Erlebnisse theilnahmen, so jenes seltsame Zeugniß einer Eskase zu Zweien, das von dem Beichtvater der Katharina von Siena herrührt; einzelnes Anonume, das der Untersuchung widerstand (der Sang von Bloßheit und eine Bistion des unbekanntem „Edelknaben“); ja, auch manches offenbar Legendäre, in dem Worte des Eschatikers weiterlebten, durch die Kreuze, die Generationen von Gläubigen dem Worte halten, unerkennbar bewahrt (so die ersten Sufis, Regidius von Afsis).

Vollständigkeit irgendetwer Art habe ich nicht angestrebt. Jeder Grundtypus schien mir durch wenige bedeutende Stücke hinreichend vertreten. Nur ein Gebiet habe ich mehr berücksichtigt, als es das Gleichmaß des Buches verlangte: die Klostereskase. Das habe ich gethan, weil mir hier in der äußerem Gleichförmigkeit einer Institution, ja, in der einer Regel ein wunderbar mannichsaches Leben entgegentrat, weil es sich mir hier am Klarsten zeigte, wie das innerlichste Erlebniß des Menschen zugleich das allgemeinste und das persönlichste ist, das, an dem er sich zugleich ganz als die Kreatur und ganz als ein unwiederholbar Einzige befundet. Wie etwa in vier Jahrhunderten vier italienische Frauen einander

folgen: in der Zeit Duccios und der letzten Byzantiner die kontemplative, gestaltfremde Angela, in der Zeit Giottos die mit ihrem ganzen Körper inbrünstige Sienesein, in der Zeit der Hochrenaissance die ruhewolle, klare, selbstgewisse Caterina Fiesca von Genua, in der Zeit des Barocks die alle Schranken überflürende Maddalena. Oder im ganz engen Raum und in einer kurzen Zeitspanne: wie in dem Kloster Löß bei Winterthur, wahrscheinlich neben einander, Zwei sind, die Sofia von Klingnau, die nur sich, und die Älgi Schultheiß, die nur die Welt erleben kann, aber die Erste nicht etwa Einzelnes von sich, sondern in Allem ihr ganzes Ich, und die Zweite nicht etwa irgendwelche Dinge, sondern in allen die ganze Welt; wie Beide eigentlich das Selbe erleben und wie verschieden. Noch Mandes dieser Art wird man in den Dokumenten der Klosterskase finden können.

Schlimmer erscheint mir eine andere Ungleichmäßigkeit: daß ich aus dem Orient viel weniger bringe als aus dem abendländischen Christenthum. Das liegt ja zunächst daran, daß mir die meisten orientalischen Sprachen unzugänglich und daß, zum Beispiel, von den persischen Texten nur sehr wenige in eine europäische Sprache übertragen sind. Aber da ist noch etwas Anderes: mir scheint, daß das asiatische Schriftthum verhältnismäßig wenige eigentliche Konfessionen enthält. Die Ekstase ist im Orient eine viel häufigere, gewöhnlichere, so zu sagen normalere Erscheinung als in Europa; ihre Aeußerung geht daher, statt in ein besonderes Bekenntniß, irgendwie in die Werke des Tages ein, in einen Vers oder in ein Thongefäß; man kann sie von persischen Zweizeilern, von chinesischen Vasen ablesen. Nur selten schafft sich das Erlebnis eine eigene Straße. Dazu kommt, daß der Orientale nicht, wie der Europäer, das Erlebnis als das seine in emporgehobenen Händen vor seinen Blick hält; er fühlt: Dieses wird erlebt.

Dies mag zur Erklärung Dessen, was in diesem Buch steht, und Dessen, was darin fehlt, genügen. Ich muß noch Einiges über die Art bemerken, wie ich die Texte behandelt habe. Daß ich Auszüge bringen, unwesentliche Stellen weglassen mußte (sie sind stets durch Punkte bezeichnet), ist in der Intention des Buches begründet. Die lyrischen Stücke habe ich in Prosa übertragen, da nur in ihr jene Art von Treue, die ich brauchte, möglich war. Vorhandene deutsche Uebersetzungen habe ich nur in zwei Fällen benutzt, wo ich mir das Original nicht verschaffen konnte, in einem, wo ich einen persischen Text in keiner anderen Uebersetzung vorfand, und in einem, wo für einen indischen Text eine klassische deutsche Uebersetzung (die Paul Deussens) vorlag. Die Ausgaben und Uebersetzungen, die ich benutzt habe, sind am Schluß genannt.

Biographien der Menschen, von denen die Konfessionen stammen, habe ich nicht beigelegt. Ihre Lebensumstände haben mit Dem, was hier von ihnen gegeben wird, nichts zu thun. Nur Zeit und Epoche habe ich angegeben, um die Einstellang der oft wenig bekannten Personen in den Weg der Menschheit zu erleichtern. Wo Weiteres immerhin erwünscht sein könnte, wird man einen knappen Literaturhinweis in den bibliographischen Notizen finden, so weit er nicht schon durch die Nennung von Ausgaben oder Uebersetzungen, die auch Nachricht über die Lebensumstände bringen, hinreichend gegeben war.

Jezlenhof.

Dr. Martin Buber.

Bankenschicksal.

In den Schichten des Kapitalgebirges ist es dadurch zu Verschiebungen gekommen, daß die Oberschicht mit ihrem Schwergewicht die untere auf die Seite gedrängt hat. Unter dem Großkapital lagert in dünnen Streifen der nicht konzentrierte Kapitalbesitz. Der weicht dem Druck der Last oder vereint sich im Lauf der Zeit mit der Oberschicht. Wenn eine Provinzbank in Existenzbedrängniß geräth, beschäftigt man sich zunächst mit der „Moral von der Geschichte“. „Wer ist schuld daran?“ wird gefragt; nicht: „Was ist schuld?“ Einer, dem das Feld verhängelt ist, denkt natürlich zuerst an seinen Schaden. Das ist menschlich. Und erklärt die Bedeutung, die der Untersuchung der Regreßmöglichkeiten beigelegt wird. Die Verwaltung muß für den Schaden aufkommen, den sie aus eigenem Verschulden Aktionären und Gläubigern zugefügt hat; und das Emissionshaus wird in Anspruch genommen, wenn es wesentlich werthlose Papiere auf den Markt brachte. Dann regnet es Grobheiten. Die bekam der Schaaffhausensche Bankverein von den in ihren heiligsten Gefühlen getränkten Aktionären der Solinger Bank zu hören. Schaaffhausen hat auch allzu viele Reinfälle; und höchstens einen Glückfall; daß nach der Solinger Bank die Bonner Bank für Handel und Gewerbe kam. Dazwischen die Sache der mainzer Firma Gebrüder Oppenheim und danach die Insolvenz des hildesheimer Bankhauses J. F. Hagemann. All diese Katastrophen im Verlauf weniger Wochen. Hier muß man doch wohl fragen: „Was ist schuld?“ In Solingen, Mainz und Bonn Mangel an Vorsicht bei der Gewährung von Kredit. Solingen und Bonn zeigen sogar Spuren von Leichtsinne. Die Grenze zwischen Unvorsichtigkeit und Hybris ist beim Kreditgeschäft schwer zu ziehen. Jeder Ergeß ist zu tabeln; aber es kommt auch auf die Motive an. Wer auf üppigen Fluren wandelt, braucht sich nicht nach jedem Halm zu bücken; vom Stoppelfeld aber nimmt man gern Alles auf, was noch Frucht trägt. Den Banken und Bankiers draußen wird das Geschäft nicht leicht gemacht. Die feste berliner Spinne hat Stadt und Land in ihr Netz gezogen. Ueberall giebt's Filialen und Depositenkassen; und die Bankconcerne saugen alles Erreichbare an Geld und Chancen auf. Wie soll da der Bankier oder die kleine Aktienbank das im Betrieb arbeitende Kapital anständig verzinsen? Noch Eines kommt hinzu. Ein psychologisches Moment. Das nicht zu erschütternde Vertrauen des kleinen Sparers und Gewerbetreibenden in die bodenkündigen Bankfirmen. Das Heimathgefühl wird auf Alles übertragen, was von der Heimath umhüllt wird. Die Filiale der Großbank wird erst aufgesucht, wenn das Lokalinstitut versagt hat. Und die Kunde solcher Enttäuschungen braust nicht wie ein Sturmwind durchs ganze Land, der überall die Blüten des Vertrauens knickt, sondern die Kränkung bleibt, mit all ihren materiellen Nachtheilen, in den Grenzen des Heimathbezirktes. Oder haben etwa die Bankinsolvenzen in Marienburg, Kitzingen, Bamberg die Leute in Solingen und Bonn gewarnt? Nein. Die Fische der vom Unglück nicht Betroffenen bleibt unberührt. Die Spargelber wandern in die Kassen der Lokalbanken und Bankiers; und so lange es bei guten Dividenden und hohen Zinsen bleibt, wird jeder Versuch, Mißtrauen zu ften, zornig zurückgewiesen. Nirgends fühlt man sich besser betathen als vor den Schaltern der heimathlichen Bank oder im Geschäftstraum des Bankiers. Das Personal der Großbanken trägt noch immer zu sehr das Bewußtsein der Unfehlbarkeit zur Schau. Hier und da auch eine gute Portion Beamtenbückels. Bei

der Bonner Bank hat die katholische Kirche eine Rolle gespielt. Der Klerus hat in Finanzgeschäften keine glückliche Hand. Wertwürdig. Der Peterspfennig ist nach verunglückten Spekulationen oft schon in die profane Welt zurückgewandert; und die Depositengelder der von Eugen Bontoux einst in Paris gegründeten Union Générale stammten zum großen Theil aus den Taschen frommer Katholiken. Der Zusammenbruch dieser Schwindelbank entriß dem Vermögen der „Toten Hand“ viele Hundert Millionen. Die Bonner Bank war eine katholische Bank. Die Münsterkirche in Bonn hatte große Summen in das Institut gesteckt. Das katholische Krankenhaus, Vereine und andere kirchliche Anstalten sind Gläubiger der zusammengebrochenen Bank. Dazu die vielen kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden: treue Centrumswähler, denen die zarten Beziehungen zwischen Beichtstuhl, Kanzel und Depositenskasse beinahe zu der seit der Kindheit umfaßten Religion zu gehören schienen.

Die Bonner Bank für Handel und Gewerbe hat mit 7½ Millionen Mark fremder Gelder gearbeitet (nach der Bilanz vom Dezember 1907), denen 4 Millionen Aktienkapital und Reserven gegenüberstanden, während die greifbaren Mittel die ganz unzureichende Summe von 1,66 Millionen ausmachten. Diese Faktoren standen also in einem argen Mißverhältnis zu einander. Trotzdem gab die Bank einzelnen Firmen sehr reichlichen Kredit. Eine Godesberger Hausfirma schuldet 3 Millionen; dem Gerolzheimer Schloßbrunnen wurde beinahe 1 Million kreditirt. Solche Kreditbewilligungen gehen weit über die Grenze hinaus, die der Bank durch ihr eigenes Kapital gezogen war. Und der Ausgleich sollte durch forcirten Betrieb des Depositengeschäfts bewirkt werden. Das Risiko muß dem Kapital angemessen sein; es trägt sich immer, wenn gegen dieses wichtige Prinzip gesündigt wird. Aber man hat gut reden, wenn das Wasser verschüttet ist. Die Bonner Bank gab stets anständige Dividenden; 9 bis 12 Prozent. Dadurch verbreiterte sie ihr Ansehen. Und dann bestand sie seit 1875. Ein Menschenalter gilt allein schon als gute Bürgschaft. Wie wars denn in Leipzig? Wer die Leipziger Bank angetastet hätte, wäre für kaum noch zurechnungsfähig gehalten worden. In Bonn wars ähnlich. Niemand ließ sich solches Ende träumen. Aufsichtsrath und Vorstand erklärten, die Liquidation der Bank solle vorgeschlagen werden, weil „die flüssigen Mittel der Gesellschaft festgelegt“ seien. Das waren sie Ende Dezember 1907 auch schon; und man hätte mit den Versuchen, das auf den Sand gerathene Schiff wieder flott zu machen, nicht ein ganzes Jahr warten sollen. Ein paar Großbanken (Schaaffhausenscher Bankverein, Rheinisch-Westfälische Diskontogesellschaft, Bergisch-Märkische Bank, Harmer Bankverein) wollten sich des bonner Institutes annehmen. L'union fait la force: die Großen stürzen sich nicht mehr einzeln auf die Beute und suchen einander die Knochen streitig zu machen (memento Kreuznach), sondern sie arbeiten in holder Eintracht. Ganz wie die Großmächte auf dem Balkan. Das lernt sich mit der Zeit. Aber aus der Hilfsaktion ist nichts geworden. Der Aufsichtsrath der Bonner Bank weigerte sich, die Garantie für den dritten Theil der Depositengelder zu übernehmen. Damit ist nicht gesagt, daß die kirchlichen Kunden der insolventen Bank nicht doch ihr Lager künftig bei den Ketzern aufschlagen. Aktienkapital und Reserven sind bei der bonner Insolvenz wohl verloren; insgesammt mehr als 4 Millionen. Ein anständiges Sämmchen. Der Grundstücksmarkt hat unter dem Unglück der Bonner Bank mitzuleiden. Am Rhein wachsen nicht nur Weizen, sondern auch Terrainspekulanten. Köln hat von allen deutschen Städten

wohl zuerst die Werthzuwachssteuer eingeführt. Und in Bonn ist in den letzten Jahren viel gebaut worden. Die Bonner Bank hat Bauunternehmern Kredit gewährt, ohne genügende Sicherheiten zu bekommen. Als das Baugeschäft stockte, wars um die Bonität der im Baugeschäft stehenden Kaufmänner gesehen.

Im größten Unglück giebt's oft aber verjöhnende Momente. Bei der Bonner Bank hat ein Justizrath für den Humor gesorgt. In der Vorversammlung der betroffenen Aktionäre und Gläubiger brachte er sein „unerschütterliches Vertrauen“ in die Bonner Bank zum Ausdruck. Er rief den Gläubigern, den Muth nicht zu verlieren; denn er sei fest überzeugt, daß nicht nur die Einlagen gerettet, sondern auch an den Aktien keine Spargroschen verloren werden würden. Als beweiskräftiges Beispiel für die Richtigkeit seiner Auffassung führte der gläubige Jurist die „große Bank von England“ an, die sich „vor einigen Jahren in genau der selben schwierigen Lage befunden habe wie heute die Bonner Bank“. Das ist kein Witz; so sprach ein akademisch gebildeter, reifer Mann zu einer großen Versammlung; und kein Widerspruch kam aus der treuen Heerde. Die Bank von England, das erste Finanzinstitut der Welt, der Mittelpunkt des internationalen Geldverkehrs, mit der Bonner Bank verglichen! Was kein Verstand der Verständigen sieht, Das übet in Einfall . . . Mag den Bonnera der fromme Sinn erhalten bleiben: Besseres können die Banken sich kaum wünschen.

Mit Bonn trauert die Bischofsstadt Hildesheim um verlorenes Geld. Die Bankfirma J. F. Hagemann mußte ihre Zahlungen einstellen. Der Verlust wird auf 1 bis 2 Millionen Mark geschätzt; und man nimmt an, daß die Gläubiger nicht mehr als 20 Prozent herausbekommen werden. Die Firma hatte sich in allerlei Gründungen (Kali, Thon, Ziegel) stark engagirt und den Kreis ihrer spekulativen Unternehmungen weiter gezogen, als ihre Kräfte gestatteten. Die Theiligung einiger angesehenen Institute (Berliner Handelsgesellschaft, Hildesheimer Bank, Hannoversche Bodenkreditanstalt) an einzelnen Transaktionen Hagemanns beweisen, daß man der Firma Vertrauen schenkte. Und gerade solches Vertrauen bewirkt oft, daß Privatbankiers ihre Leistungsfähigkeit überschätzen und ein an sich solides Geschäft durch „großzügige“ Unternehmungen ruiniren. Aber man soll, wie ich schon sagte, solche Ereignisse nicht mit Moralin säure behandeln. Den kleinen Banken und Bankiers in der Provinz bringt das „legitime“ Bankgeschäft eben nur noch so spärliche Früchte, daß sie mal riskiren müssen, einen großen Wurf zu thun. Verfehlt dieser Wurf sein Ziel, so muß ins Gras gebissen sein; denn „mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu schließen.“ Wer's freilich so gut hat, wie der Geheimre Kommerzienrath Leopold Koppel, in Firma Koppel & Co., der darf sich auf die Festigkeit des Bundes mit dem Schicksal verlassen. Welche unerschöpfliche Quelle neuer und lohnender Ideen ist, zum Beispiel, die Deutsche Gasglühlichtgesellschaft! Was ist da nicht allein an den Emissionen der letzten zwei Jahre verdient worden! Der Gesamtertrag aus Provisionen und Kursgewinnen ist für die Zeit von 1905 bis Ende 1907 mit 2 Millionen Mark nicht zu hoch veranschlagt. Und dieser stattliche Ertrag ist zum größten Theil der Bankfirma Koppel & Co. zugefallen. Das Festhalten an der Auergesellschaft hat sich gelohnt. Die hat jetzt eine Dividende von 35 Prozent (13 mehr als im vorigen Jahr) verheißen. Das gab beinahe eine Sensation. Zumal im Hinblick auf die neue preussische Gesellschaftsteuer und die im Reich geplante Gassteuer wirkte die Erhöhung der Dividende wie eine stolze Herausforderung. Doch kam noch Etwas nach. Die Gasglühlicht-

gesellschaft ist wieder einmal in Geldnöthigen. Sie braucht im Ganzen 6,60 Millionen, von denen fürs Dringendste, zunächst 2 Millionen eingezahlt werden sollen. Die verfügbaren Fonds betragen, nach einer Aufstellung im jüngst veröffentlichten Geschäftsbericht der Gesellschaft, 2,30 Millionen. Für die Gewinnvertheilung aber sind 2,70 Millionen erforderlich; die Dividende kann also erst aus dem Ertrag der neuen Aktienemission gezahlt werden. Das wird mit kühler Offenheit zugegeben; in dem „Finanzplan“, der im Rechenschaftsbericht veröffentlicht wird, heißt es, daß eine Million Mark „zur Vorbereitung für die zur Dividendenzahlung im neuen Jahr kontrahierte Bankschuld“ gebraucht wird. Unter solchen Umständen erscheint die Erhöhung der Dividende doch mangelhaft motivirt; aber was kümmern einen smarten Banker die Motive, wenn sich darum handelt, neue Aktien auf den Markt zu bringen? In unserem Fall ist eine besonders feine Aufmachung geplant. Die fünfprozentigen Vorzugsaktien, die ausgegeben werden, sollen für das erste Jahr eine Extravergütung von 60 Mark pro Aktie erhalten. Das heißt: auf die Aktie von 1000 Mark werden 60 Mark zurückgezahlt, so daß der Kaufpreis eigentlich nur 940 Mark beträgt. Da das Handelsgesetzbuch die Ausgabe von Aktien unter Bari verbietet, hilft man sich mit der Gratifikation. Man kommt es darauf an, wie die Zulassungstelle über dieses neueste Reklamemittel denkt. Für das Emissionhaus ist die Entscheidung sehr wichtig; denn wenn Alles klappt, giebt da wieder einen fetten Bissen zu erhaschen. Was nämlich von den neuen Vorzugsaktien zu 94 Prozent nicht übernommen wird und der Bankfirma Koppel & Co. bleibt, Das kann später, wenn die Aktien erst einmal zugelassen sind, mit einem „günstigen“ Kursgewinn abgehoben werden. So hat sich die Deutsche Waschlächlichtgesellschaft als eine milchende Kuh von seltener Ergiebigkeit erwiesen; und ihr Bäcker, Geheimrath Leopold Koppel, darf mit einem frommen Blick auf die weniger erfolgreichen Standesgenossen in der Provinz ausrufen: „Wohl mir, daß ich nicht bin wie Diese!“

Labon.



Barrère.

Haben Sie von der „Affaire“ des Barons Aliotti, des italienischen Vot-
 schafsrathes in Paris, gehört? Der Herr ist Antiquitäten-Amateur und erwies öfters seinen Freunden die Gefälligkeit, für Objekte, die sie los sein wollten, einen Käufer zu finden. So hatte er die Gobelins eines gewissen Herrn Sacco an den Mann gebracht. Statt mit Zeichen der Dankbarkeit wurde er von dem Herrn mit Beleidigungen aller Art überhäuft, sogar schmutziger Profitmacherei beschuldigt. Um sich zu vertheidigen und ein unrühmliches Ende seiner Karriere zu vermeiden, mußte er sich an die französischen Gerichte wenden. Die pariser Zeitungschreiber, deren Sachverständnis in Moralfragen über jeden Zweifel erhaben ist, fielen sofort über Aliotti her und machten aus der Sache einen Skandal; besonders streng war natürlich L'Humanité, das von Jean Jaurès redigirte Blatt, das fragte, ob ein Voteschafsrath zugleich Tröddler sein dürfe und ob der Mann denn nicht von seiner Regierung bezahlt werde.

Nun ist mir aus diplomatischen Kreisen ein anderer Tröddler bekannt. Keine Zeitung hat ihm bisher Moral gepredigt und er sitzt fest auf seinem Posten. Vielleicht weiß die „Humanité“ nichts davon; aber anderen Zeitungen ist ganz gut bekannt, daß Herr Camille Barrère, Gesandter der Französischen Republik am Hof des Königs von Italien, mit alten Violinen handelt. „Ja, wird denn der Mann nicht von seiner Regierung bezahlt?“ So würde die Humanité fragen, wenn Herr Barrère ein Italiener oder Deutscher wäre. Er wird bezahlt; sehr gut sogar. Als er Herrn Billot in Rom ablöste, galt seine erste Sorge der Gehaltssteigerung. Für die Repräsentation bekommt er dreihunderttausend Francs; so viel hat kaum je ein Staat seinem Vertreter zu freier Verfügung überlassen. Und trotzdem wird mit alten Geigen gehandelt.

Mancher Leser weiß vielleicht nichts Rechtes von dem Botschafter Barrère. Schade. Eine so interessante Persönlichkeit müßte allgemein bekannt sein. Doch man bekümmert sich heute weniger um die Diplomaten als um die Könige und Kaiser, die fast immer unterwegs sind, persönlich Ententen vermitteln und einander in Loasten coram publico preisen oder warnen. Diese Betriebsamkeit verträgt sich zwar schlecht mit der Verfassung, namentlich mit der ältesten in Europa; aber sie gefällt und nährt den Glauben, daß die Diplomaten überflüssig geworden sind. Das ist nicht richtig. Der moderne Diplomat muß nur anders arbeiten als der aus alter Schule. Früher wurde die internationale Politik fast ausschließlich hinter den Thüren der Kanzleien gemacht und der Masse so lange verborgen, wie es den Ministern paßte. Der Diplomat hatte sich in der Fremde eigentlich nur mit dem Hof und der Regierung zu beschäftigen; da konnte er spionieren und intrigieren; wenn da sein Einfluß durchdrang, war er Sieger. Heute muß er auf die öffentliche Meinung hören, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Volkes, bei dem er beglaubigt ist, durchforschen und seine Fühläden nach allen Seiten ausstrecken: sonst kann er auf nützliche Erfolge nicht hoffen. Hofeinfluß und Kanzleintriguen: Das ist vieux jeu; jetzt gilt, auf die Parlamente und auf die Presse zu wirken. So macht Herr Barrère. Auf diesem Gebiet der modernen Diplomatie ist er unerreicht. Seine Kollegen wirken neben ihm wie lebende Anachronismen. Nur er weiß, wie es heute gemacht werden muß. Der Deutsche Botschafter (ich bedaure, daß ich in einer deutschen Zeitschrift sagen muß) leidet am Meisten unter dem Vergleich. Er ist ein steifer Aristokrat, oft, auch im Verkehr mit dem Auswärtigen Amt, zu wenig verbindlich, zu starr und hält sich von all den Leuten fern, die, wenn sie auch heute nicht im Amt sind, doch politischen Einfluß haben. Der französische Kollege dagegen kocht auf allen Feuern.

Herr Barrère war Mitglied der pariser Commune und rühmt sich seiner Ablunft von Bertrand Barrère, den Macaulay „das feigste, grausamste und unehrlichste Mitglied des Comité de Santé Publique“, einen „Hoffpion und

Königsmörder“ nennt. Bertrand Barrère endete im Elend (nach einem erfolglosen Versuch, unter Napoleon auf die Höhe zu kommen); Camill. Barrère hats vom Communard bis zum Botschafter gebracht. Ist aber Demokrat geblieben. So sagt er. Demokratische Sitten hat man freilich kaum an ihm wahrgenommen. Von den Mitgliedern der französischen Kolonie in Rom sieht er die Millionäre am Liebsten und ärgert sich, wenn einer dieser Reichen nicht in den Palazzo Farnese kommt. In Kairo kam er als Gesandter einmal als Heinrich der Vierte auf einen Maskenball. Ein französischer Journalist, der ein römisches Blatt redigirte, war erstaunt, den Vertreter einer Republik in der Tracht eines Monarchen zu sehen, und fragte in seiner Zeitung, ob Herr Barrère die tote Monarchie gar so sehr liebe. Diesen Witz hat ihm der Diplomat nicht verziehen; vielleicht, weil er eine wunde Stelle getroffen hatte. Einerlei. Abkunft, Charakter und Liebhabereien des Herrn Barrère mögen Stoff zu Spötteleien liefern: die Interessen Frankreichs hat er in Rom mit Geschicklichkeit und Erfolg vertreten und das Vertrauen, das ihm die pariser Regierungen seit elf Jahren entgegenbringen, ist vollauf verdient.

Er kam 1897 nach Rom und führte zunächst die schon ziemlich weitgediehenen Vorarbeiten zu dem franko-italienischen Handelsvertrag zu gutem Ende. Zu einem für Frankreich guten Abschluß; Italiens Export hat er nicht geküßt. Trotzdem wurde der Vertragsabschluß mit großem Lärm gefeiert und die Franzosenfreunde schrien, man müsse der Republik für ihr Wohlwollen dankbar sein. Das schienen auch unsere Minister zu glauben. Sie blickten nur noch nach Paris und kamen, Schritt vor Schritt, so zu dem Mittelmeerabkommen, dessen erste Früchte in Algiras sichtbar wurden. In der Zeit Bismarcks und Crispis war kein Reich bei uns so hochgeschätzt worden wie Deutschland; und der gute Wille der Minister Rudini und Visconti-Venosta hätte nicht ausgereicht, um diese Stimmung zu ändern. Die Hauptarbeit hat Barrère geleistet. Er hat viele Leute von Gewicht für Frankreich gewonnen und ist der wahre Schöpfer der franko-italischen Freundschaft geworden.

Ich behaupte nun nicht, daß die dreihunderttausend Francs, die Herr Barrère in jedem Jahr zu freier Verfügung hat, zum Zweck der Bestechung verwendet worden seien. Niemand weiß so recht, wohin sie geflossen oder gefidert sein können. Kauschende Feste und prunkvolle Empfänge giebt's im Palazzo Farnese nicht; für die Repräsentation kann also nicht besonders viel ausgegeben werden. Doch dem Gerede fehlt der stützende Beweis (der hier freilich schwer zu erbringen wäre); und so kann man nur sagen, daß Botschafter, Presse und Politiker gut zusammen gearbeitet haben, um eine franzosenfreundliche Stimmung in Italien zu schaffen. Spielverderber hatte Herr Barrère nicht zu fürchten. Auch das Deutsche Reich, das doch ein Interesse an der Erhaltung der italienischen Sympathien haben mußte, that nichts, um die Arbeit dieses

emfigen Botschafters zu erschweren, der geschäftliche und intellektuelle Verbindungen aller Art suchte und fand und jeden seiner Erfolge an allen Ecken ausposaunen ließ. Er weiß, wie man Oeffentliche Meinung macht. Jedes Geschäft, das er abschließt, mag sich um Finanz oder Kunst handeln, wird mit dem nöthigen Trara verzeichnet. Er weiß auch, was die Eigenliebe des Italieners an täglicher Nahrung braucht. Und wo die Gefahr eines Misgönsternisses oder Zerwürfnisses entsteht, ist er sofort zur Stelle und beschwichtigt die Gemüther. An Organen fehlt's ihm ja nicht. Seine Sache wird mit Nachdruck vertreten. Warum so eifrig? Mein Gott: er ist eben beliebt.

Ein leises Unbehagen ist dennoch spürbar. Man bewundert den geschickten Eifer, mit dem Barrère für sein Land arbeitet, denkt manchmal aber schon wieder der Zeiten, da Frankreichs Gesandte sich als Protektoren in Italien aufspielten und, zum Beispiel, die Vertreter Louis Napoleons in Turin und Florenz sich Freiheiten gestatteten, die heute uneträglich wären. Herr Barrère ist ein moderner Mensch und kennt die Grenzen des jetzt noch Möglichen. Immerhin hat man bemerkt, daß er bei Krisen des römischen Ministeriums seine Hand im Spiel hatte und heimlich die pariser Finanz mobil machte (deren Diebling bekanntlich der Abgeordnete Luigi Luzzatti ist). In solchen Zeiten sieht der unermüdlche Botschafter von früh bis spät Politiker zur „Besprechung“ bei sich; und hat dennoch Muße, sich um die Presse und die Depeschendirektorate zu kümmern: denn die Art, wie sie die Ereignisse darstellen, ist ja höchst wichtig. Aber auch sonst ist er wachsam. Von seinem römischen Observatorium aus betrachtet er die internationale und besonders die vatikanische Politik und berichtet seiner Regierung flink Alles, was zwar nicht in die Zeitung kommt, ihm aber von seinen Agenten mitgetheilt wird.

Die italienische Regierung weiß es; will aber Ruhe haben, mit Barrère, der in der Presse so viele Freunde hat, gut stehen und die Pariser nicht verstimmen. Geht es so weiter, wird der Botschafter nicht in seinem Treiben gestört, dann wird eines Tages vom Dreibund gelten, was von dem Soldaten galt, der in die Schlacht zog, als er schon tot war.

Und bei all der Arbeit hat Barrère noch Zeit, alte Geigen einzuhandeln? Ja. Herr Renucci, den er zum Französischen Konsul in Rom gemacht hat, soll ihm sehr billige Violinen verschafft haben; aber auch andere Leute haben sich bemüht, für ihn solche Instrumente aufzutreiben. Ist der Werth zweifelhaft, so wird aus dem Palazzo Farnese bei Herrn Silvestre, dem pariser Geigenfabrikanten und Kenner, angefragt. Da giebt's also kein Risiko. Dieser Botschafter, der lieber zu wenig als zu viel bezahlt, kennt wirklich alle Sorten des Geschäftes (auch des politischen) und paßt famos in die Welt.

* * *

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915

" 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: Ulrich u. S.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI**

der bekanntesten, ärztlich empfohlenen

**Die Pflege der Augen,**

Erhaltung und Verbesserung der Sehschärfe ist im heutigen Kampf ums Dasein eine Lebensnotwendigkeit. Aber nur genau angepasste „orthozentrische“ Augengläser schonen wirklich das Auge. — Alleinverkauftstelle orthozentrischen Kueiler, Schutzmarke O. Z., ist die

Orthozentrische Kneifer Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132(keine Filialen in Berlin). Man bittet **genau** Firma und Hausnummer zu beachten. Vorsicht! **nicht** a. d. Eichhornstr.**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat

In der Serie P. 68, P. 65, P. 6, P. 6.

D. R. P. 185742 W. 37942.

Keltos mark.

Berlin SO. 36, Reichenberger Strasse 121 E.

Schulze & Billerbeck**Satrap-
Papiere****Satralbin-Papier** (7 Sorten)

zur Erzielung künstlerischer Bildwirkung

Gaslicht-Papier (12 Sorten)

Ideales Kopiermaterial für Amateure

Lassen Sie sich das Satrap-Handbuch kommen.
Bezug durch die Handlungen photographischer ArtikelChemische Fabrik auf Actien (vorm. E. Schering) Photographische Abteilung
Charlottenburg, Tegeler Weg 25/1

Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerbli. Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke, Tafelservice, Silberplattierte Tafelgeräte, Beleuchtungskörper für Gas u. elektr. Licht

gegen monatliche Amortisation.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte Zahlungen liefert. — Katalog B. K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).



Die Saalecker Werkstätten
 eröffnen Diktoriastraße 23 (b. d.
 Potsd. Brücke) eine Ausstellung neu-
 er Modelle u. Pläne von Bauten von
Prof. P. Schultze-Naumburg
 sowie völlig eingerichteter Räume.
 Freier Eintritt. (Sonntags v. 12-2 Uhr)

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN

Soeben erscheint:

*** **Sterne** ***

Drei Erzählungen von

EMIL MARRIOT

381 Seiten Oktav.

Preis: Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.



„**Hernach**“

von

Wilhelm Busch.

Guten Tag, Frau Euse
 Habt Ihr Langeweile? —
 Ja eben jetzt,
 So lang Ihr schwätzt!

Ein stattlicher Band mit 95 zum Teil
 farbigen Zeichnungen nebst Versen.

In Leinwand gebunden Preis Mark 5.—.

Das Erscheinen dieses Buches war für alle Verehrer des heim-
 gegangenen Meisters eine freudige Ueberraschung. Es enthält zeich-
 nerisch wohl das Feinste und Reifste, was er geschaffen hat. Die
 meisten Zeichnungen sind mit den für Wilh. Busch charakteristischen
 Versen versehen, von denen viele zu geflügelten Worten geradezu
 bestimmt erscheinen.

Verlag von Lothar Joachim in München.

Ein Werk von unvergänglichem Wert als Weihnachts-Geschenk



ULLSTEINS

WELTGESCHICHTE

ist das Ergebnis einer langjährigen planvollen Zusammenarbeit von 28 der hervorragendsten Hochschullehrer. Das Werk umfasst sechs vornehm ausgestattete, umfangreiche Bände mit über 3000 Abbildungen, farbenprächtigen und schwarzen Tafeln etc. nach berühmten Gemälden, Kupferstichen, Münzen, Medaillen, Karten, Karikaturen und anderen zeitgenössischen Dokumenten.

Jeder Band 20 Mk.=24 Kr.=26,70 Fr.

Die Geschichte der Neuzeit bis zur unmittelbaren Gegenwart

liegt in den bisher erschienenen drei Bänden abgeschlossen vor.

BERLIN-WIEN VERLAG ULLSTEIN & Co

Nach dem einstimmigen Urteil der gesamten Presse ist „Ullsteins Weltgeschichte“ ein hervorragendes Denkmal deutscher Geschichtsschreibung und in Ausstattung eines der prächtigsten Werke, die deutsche Buchtechnik je hervor gebracht hat. Man lasse sich bei seinem Buchhändler die bisher erschienenen drei Bände zur Ansicht vorlegen, oder verlange sofort kostenlose Zusendung der Presse-Urteile und des illustrierten Prospekts.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadellos!Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.**Chat noir**

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Dir. R. Nelson. Täg. 11—2 Uhr Nachts.

- | | | |
|---|------------------------|---|
| ● | Theodor Francke | ● |
| ● | Claire Waldoff | ● |
| ● | Fritz Grünbaum | ● |
| ● | Käte Erholz | ● |
| ● | Jean Moreau | ● |

Töchterpensionat Biebrich a. Rh.Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt.
Wahlfreie Kurse. Pension 100 M. monatlich.
Prospekte durch die Vorsteherin.**Unterhaltungs-Restaurant Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

*Elegantes Familien-Restaurant.***Restaurant und Bar Riche**

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— Terrains, Baustellen, Parzellierungen. —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

*— Sorgsame fachmännische Bearbeitung. —***Societät Berl. Möbel-Tischler**

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-EinrichtungenAusstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.**Zur gefl. Beachtung!**Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet über Verlagswerke der
Verlagsbuchhandlung**Haupt & Hammonn in Leipzig.**

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein illustrirter Prospekt bei des

Hotel Suisse in Nizza.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Neues Operetten-Theater
Schiffbauerdamm 25.Freitag, den 4., Sonnabend, den 5., Sonntag,
d. 6., Montag, den 7., Dienstag, den 8./12. 8 U.**Die Dollarprinzessin**

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz
Sehenswert.**Arkadia Behrenstr. 55-57**

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a „**Moulin rouge**“Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebrüder-
Herrnfeld-
Theater.

Anfang 8 Uhr. Vorverk. 11-2 Uhr.
57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands
Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Schockethal bel Caswell
Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern.
Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angel.
u. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt.
Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumölffel.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

21/22 **Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.**
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Die Sünde am Weibe v. Arnold Haidinger
Preis geb. 4,— Nk.

brosch. 3,— Mk. Mo-
derner Roman über die **Sexuelle Frage.**

Zeller & Schmidt, Stuttgart.

Die Philosophie des Imperialismus.

Von Erneste Sellière.
I. Apollo oder Dionysos. Kritische Studie
über Friedrich Nietzsches. 317 Seiten.
II. Der Demokratische Imperialismus.
Rousseau — Proudhon — Karl Marx. 467 Seit.
III. Die Romantische Krankheit.
Fourier — Stendhal (Boyle). 455 Seiten.
Jeder Bd. M. 7,—, Lwbd. M. 8,50, Hfz. M. 9,—
In 2. Auflage — 1908 — erschien soeben
Hermaphroditismus und Zeugungsunfähigkeit.

Eine Darstellung. d. Missbildungen der menschl.
Geschlechtsorgane. Von Prof. Cesare Taruffi-
Bologna. Mit 40 interess. Abbildungen.
417 Seiten M. 10.—, Origbd. M. 12.—.

— Ausführliche Verzeichnisse üb. kultur-
und sittengeschichtl. Werke gratis u. franko.
H. Baradaef, Berlin W. 30, Achsbühlengh. 61.

Berliner Eis-Palast
Lutherstr. 22/24

Ständige Eisbahn
Von morgens 10 Uhr bis nach 12
Uhr geöffnet. Grosses Konzert.
Abends 9 Uhr Auftreten erster
Künstläufer- und -Iuferinnen u. a.

Alfred u. Sigrid Haess
Preisgekröntes Meisterläuferpaar.
— Zum ersten Mal in Berlin. —

Musik im Hause.

Das seelen- und gemütvollste aller Haus-
instrumente:

HARMONIUMS

mit wundervollem Orgelton, von 75 Mk. an
Illustrierte Pracht-Kataloge gratis.

Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.

Prospekte auch über den neuen
Harmonium-Spiel-Apparat

(Preis m. Notenheft v. 270 Stück, nur 30 M.)
mit dem jedermann ohne Notenkenntnis
sofort 4stimmig Harmonium spielen kann.

Seltene Bücher

deutsch, französisch, englisch. Ka-
talog gratis. Spezialwünsche angeben.

Ch. Corday, 91 Rue Caude Saint Paris V.

Bismarck
als
Nationalökonom
Wirtschafts- und
Sozialpolitik
von
Arthur Böhmigk

brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Fritz Eckardt Verlag
Leipzig.

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pf. pro Schachtel.



Gegen Husten & Heiserkeit.

Schriftsteller

Bekannter Buch-Verlag übernat. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Günstige Bedingungen. Offerten unter B. F. 427, an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Diabetes-Bauer

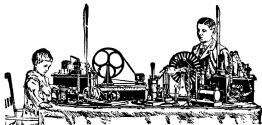
Koetzschbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,10 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Saran's Experimentierkästen

der sehnlichste Wunsch eines jeden intelligenten Knaben!



Prachtkatalog Nr. 619 (Angabe dieser Nummer notwendig)

enth.: Influenzmaschinen mit Nebenapparaten, Elektromotore, Dynamos, Röntgenapparate, Apparate für drahtlose Telegraphie, Dampfmaschinen mit Betriebsmodellen, Laterna Magica, Kinematographen, Jugend-Eisenbahnen, sämtliche Einzelteile dazu, Zirkus „Humpty Dumpty“, belehrende Gesellschaftsspiele, Jugend-Schreibmaschinen usw. gratis und franko.

Neu! Dampfmaschinen mit Dynamos vom Mk. 18,75 ab. **Neu!**

:: :: Kriegsschiffe mit elektrischem Fernbetrieb :: ::

Fritz Saran, physik. Werkstätten

Halberstadt,

Rathenow,

Berlin S.,

Wien VII,

Ritterstrasse 33. Mariahilferstrasse 8.

MULTIPLEX

Enorme
Gasersparnis.

Alle Bequemlichkeiten
des
elektrischen Lichts.

*

Hängendes Gasglühlicht in Verbindung mit

== **Multiplex-Fernzündung** ==

die idealste Beleuchtung der Gegenwart für Wohnungen, Geschäftshäuser etc., für Nacht-
treppenbeleuchtung die billigste und beste Zündung.

„**Multiplex**“ Internat. Gaszönder Ges. m. b. H.
Berlin W. 9. Potsdamerstrasse 22a.
Prospekte gratis.

Busch



Objektive und Kameras Neuheiten

Dreipreis Camera 10×15

mit dreifachem Bodenauszug für
Panorama und Stereoscopiaufnahmen

Bis Telar F:7

Tele-Objektiv f. Aufnahme freilebender Tiere, f. Portraits u. Projection

Kataloge gratis und franko.

EMIL BUSCH A.-G. Optische Industrie RATHENOW.

Kermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Mollendorfpplatz 7.

Seeben erschien:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. fr. Dresden-Loschwitz, Prosp. fr.
Diatel. Kuren nach Schroth.

Ehe-schliessungen England
rechtsgültige, in
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pig
Brook & Co., London, E. C. Queenstr 90/91.

Elektrische Kuren
eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Neuzinkhofstr. 5.



Stottern heilt jed. Fall unt. Garant.
K. Buchholz,
Hannover 2, Lavestr. 54,
2. Anst. H.-Kirchrode.



Sie sparen

$\frac{2}{3}$ Ihrer Kohlenrechnung

mit Prof. Detsinyi's Radial-Asbest-Gasofen, Fabrikat der Allg. Elektriz.-Ges. — 14 Patente — Radial kostet

5 Mark, ist aus Asbest, nicht aus Blech, unbegrenzt haltbar und wird durch das Brennen noch dauerhafter. Radial heizt für **2** Pf. pro Stunde jeden Wohn- und Arbeitsraum, Büro, Salon, Diele, Korridor etc., **80-100 cbm.** schneller und intensiver als jeder große, teure Ofen, vor allem garantiert geruchlos, strahlt die Wärme nach abwärts, erwärmt zuerst den Fußboden!

Überall verwendbar, kann von jedem Laien in $\frac{1}{2}$ Min. ohne besondere Gasleitung installiert werden. — In Holzkiste verpackt, portofrei M. 5.80, Nachn. 30 Pf. mehr. **Deutsche Radial-Gesellschaft** Berlin 142, Leipzigerstraße 26. Für Oesterreich: Kr. 8.50 bei A. Antovich, Wien 1, Stock im Eisenplatz 2.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 64. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnanz etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.



Passage-Kaufhaus

Friedrich-Strasse 110-111-112 BERLIN Oranienburgerstr. 54-55-56-56a

Vereinigung erstklassiger Spezialgeschäfte

Grosser Weihnachts-Verkauf

in

allen Abteilungen

Special-Abteilung

Gruppe 62 • Musiksaal

Pianos * * * * * Flügel
Harmoniums

Nur erstklassige Fabrikate.

Teilzahlung gestattet. — Bei Baarzahlung Rabatt.

Neu eröffnet:

Neu eröffnet:

„Phonothek“

Die „Phonothek“ ist ein Verleihinstitut von Schallplatten.

In der Passage von nachm. 3—8 Uhr Promenaden-Konzert.



währten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie, evtl. 10tägige Probe.

**Im Qualität erstklassig!
Im Preise unerreicht billig**

sind meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Scheiben- u. Püschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie, evtl. 10tägige Probe.

Gustav Zink, mech. Gewehrfabrik, Mehlis 182 b. Suhl.

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon
281, 282, 283, 284, 285

Dortmund.

Telegr.
Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte
unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung, An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen, sowie Beilehung derselben. Annahme von Spar- und Giroeinlagen. Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen
Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. — Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerikanischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.

Sie fahren gut mit

Dr. Crato's Backpulver



weil es von unübertrefflicher Wirkung ist;
weil es aus reinen chemischen Stoffen
hergestellt und deshalb frei von irgend-
welchen giftigen Bestandteilen ist;
weil es nie versagt, da es sich erst
in Wärme auflöst.

Alleinige Fabrikanten:

Stratmann & Meyer ♦ Bielefeld

Knusperchenfabrik.

Berliner Tageblatt

mit 6 wertvollen Wochenblättern

Sieben Montags:

Der Zeitgeist

Sieben Mittwochs:

Techn. Rundschau

Sieben Donnerstags:

Der Weltspiegel

Sieben Freitags:

Wlk, III. Wochblatt

Sieben Sonnabends:

Haus Hof Garten

Sieben Sonntags:

Der Weltspiegel

Bezugspreis insgesamt 2 M. monatl.

150000 Abonnenten

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien

Meyers Kleines Konversations-Lexikon

Siebente, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage
Mehr als 130,000 Artikel und Nachweise auf über 6000 Seiten Text mit 520 Illustrationstafeln (darunter 56 Farbendrucktafeln und 110 Karten und Pläne) und 100 Textbeilagen

6 Bände in Halbleder gebunden zu je 12 Mark (Die Bände I—V sind erschienen).

Das Weltgebäude

Eine gemeinverständliche Himmelskunde von
 Dr. M. Wilhelm Meyer

Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage

Mit 291 Abbildungen im Text, 9 Karten und 31 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck

In Halbleder gebunden 16 Mark

Allgemeine Länderkunde Kleine Ausgabe

Herausgegeben von Professor Dr. Wilhelm Sievers

Mit 62 Textkarten und Profilen, 33 Kartenbeilagen, 30 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck und 1 Tabelle

2 Bände in Leinen gebunden zu je 10 Mark

Weltgeschichte

Unter Mitarbeit von 35 ersten Fachgelehrten herausgegeben von
 Dr. Hans F. Helmolt

Mit 55 Karten und 179 Tafeln in Holzschnitt, Ätzung und Farbendruck

9 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark

Das Deutsche Volkstum

Unter Mitarbeit hervorragender Fachgelehrter herausgegeben von
 Professor Dr. Hans Meyer

Zweite, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage

Mit 1 Karte und 43 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck

In Halbleder gebunden 18 Mark

Geschichte der Deutschen Kultur

Von Professor Dr. Georg Steinhausen

Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck

In Halbleder gebunden 17 Mark

Meyers Historisch-Geograph. Kalender 1909

Mit 365 Landschafts- und Städteansichten, Porträten, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht und Register

Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet 1 Mark 75 Pfennig

Illustrierter Weihnachtskatalog steht auf Verlangen zu Diensten.

HAUPT &
HAMMON



VERLAG
LEIPZIG

FRIEDRICH STIEVE, GEDICHTE

Titel von Walter Liemann, Erstes Buch in der Liemann-Antiqua.
Preis in echt Leinen Mark 3.—, in Samtkalbleder Mark 7.50.

DR. F. FALK IN DEN KENIEN. Der Hauptwert seiner Lyrik besteht darin, daß sie eine Poesie der Innerlichkeit ist, tief ins eigne Herz hinabtauchend, dabei frei von gewollter Pose oder falscher Sentimentalität. Mit dem inneren Wesen dieses Dichters hängt der sanfte Wohlklang seiner Sprache zusammen, die einen ungemein sinnlichen und berauschtenden Zauber auf den Leser ausübt, und neben der jede andere moderne Artistenlogik gleich einer Karrikatur verblassen muß. In Stieves Lyrik verbindet sich volkstüdermäßige Einfachheit mit zielbewusster Kunstpoesie, ohne daß man indessen irgend etwas Bekünsteltes oder Studiertes bei ihm finden oder auch nur einen Mangel an natürem Gefühl bei ihm verspüren würde. Im Gegenteil: gerade durch die ungekünstelte Anmut der Sprache weiß er rein poetische Anschauungen in uns zu erzeugen, und seine Sprache trifft immer jenen besonderen Ton, der so unendlich charakteristisch ist für die Eigenart eines wirklichen Poeten.

Es bleibt noch übrig den durchaus vornehmen und diskreten Geschmack zu erwähnen, mit dem der Verlag dieses sein erstes Verlagswerk hat ausstellen lassen. Wir sehen mit Erwartung den weiteren Publikationen des Verlags entgegen, der sich mit Stieves Gedichten nach jeder Richtung hin so vorteilhaft in die moderne Literatur eingeführt hat.

EMIL GEYER, VOM PATHOS DER ZEIT

Titel und Umschlag von Karl Köster.

Preis brosch. M 2.50, in Halbd. M 3.50

INHALT: Vorwort. Ein Zeitalter der Einsamkeit. Vom Liebesempfinden der Gegenwart. Aristokratische Bourgeoisie. Vom neuen Pathos. Vom moralischen Problem des Schauspielers. Reinhardts Dekorationen. Theater und Gesellschaft. Ein Dichter. Moderne Gesichtsbetrachtung. Urensiges Kulturgeschichte der Neuzeit.

In einem Jahre in seiner Heimat acht Auflagen!

PETER EGGE, DER SCHLÜSSEL ZUR GANZEN WELT

Eine Kindergeschichte. Übersetzt von A. Neustädter. Illustriert von Karl Köster. In biegsamen Pappband Mark 3.50, in Halbleder Mark 4.25
OERELBLAD: Das ist ein gefundes und schönes Buch und ich bin überzeugt, daß es viele große und kleine Menschen in tausenden von Heimen erfreuen wird.

Die polygamische Tendenz des Mannes und die Treue der Frau:

PETER EGGE, SOMMERNÄCHTE

Übersetzt von A. Neustädter. Titel und Einband von Karl Köster.

In biegsamen Pappband Mark 3.50, in echt Leinen Mark 4.25

VERDENS GANG: Man kann in Peter Egges Dichtung sehen, wie eine zarte und doch so starke Kunst dem reichen norwegischen Bauernboden entsprossen ist. Das Seelenleben des Ehepaars ist in solcher Kunst, mit solcher Glaubwürdigkeit und Einfachheit geschildert, wie selten zuvor.

PETER EGGE, DAS HERZ

Übersetzt von Mathilde Mann. Titel und Einband von Karl Köster.

In biegsamen Pappband Mark 4.50, in echt Leinen Mark 5.25

BERLINGSKE TIDENDE: „Egge wird in Zukunft zu den nordischen Scheitsternen gehören, mit denen man rechnen und von denen man viel erwarten muß. Denn es dürfte nicht zu viel behauptet sein, daß „Das Herz“ eine der bedeutendsten Erscheinungen im Bereich der neuen schönen Literatur ist.

VERDENS GANG: „Ein bemerkenswertes Buch! So stark und wahr und tief ebenso sehr in seinem Empfinden wie in seiner künstlerischen Gestaltung, daß es einer starken Wirkung sicher ist. Eine ergreifende Innigkeit, ein bestrickender Stimmungsreichtum, eine glühende Menschenliebe sind die leuchtende Überschrift zu jedem dieser Blätter.. Bei einem Buche wie „Das Herz“ sollte sich die Kritik darauf beschränken zu sagen „Nimm und lies“. Dieses Buch wird niemand unberührt lassen.“

SOCIAL-DEMOKRATEN: Peter Egge gehört bereits seit Langem zu denen unter unsern Dichtern, dessen Werken das Publikum mit Spannung und großer Erwartung entgegensteht... Sein neuestes Werk „Das Herz“ ist mit ebenso feinem Kunstgefühl, sicherem Geschmaack und so natürlicher Anmut geschrieben, wie es gleichzeitig den Weg in die innersten Regungen des Menschen Herzens erschließt, daß es für alle Zeit als ein Meisterwerk in der nordischen Literatur dastehen wird.

Eine Geschichte von katholischer Frömmigkeit!

RUDOLF HAMMON, REQUIESCAT

Umschlag und Titelvignette von Karl Köster.

Preis brosch. M 3.30, in acht Leinen M 4.75

DR. KARL WOLFF IN DER NEUEN BAD. LANDESZEITUNG: Bang, brütend, unheimlich ist die ganze Atmosphäre des Werkes. Das Aufbäumen starker lebendiger Natur gegen den furchtbaren Druck des religiösen Dogmas, insbesondere der kirchlichen Seelenknechtung, bildet das Grundthema. Es wird gezeigt, wie die entzweieende Gewalt der frommen Starcheit wirkt: zwischen Blutverwandte, Gatten und Liebende, Freunde und Arbeitsgenossen drängt sie, vernichtend oder verwirrend, sich hinein. Zwischen allen Menschen des Romans wird der gleiche Kampf gekämpft, bald zäh berechnend, bald blind fanatisch, bald todesbang. In der Entwicklung dieser Fälle von Beziehungen liegt die Stärke des Buches, seine intensivste künstlerische und propagandistische Wirkung. Hier sind Kapitel, deren Eindruck selbst durch die zu weit gehende Einmischung des Lehhaften und Polemischen nicht geschwächt wird. Überall fühlt man ein starkes und eheliches Ringen, das ästhetisch fesselt und menschlich ergreift. Es sind einige Gestalten in dem Buche von so prachtvoller, strophender Lebendigkeit, daß sie sich unvergesslich einprägen, und was die Zeichnungen des Milieus betrifft, so wüßte ich ihr an plastischer Frische wenigstens aus der neueren Romanliteratur an die Seite zu setzen. Wo Hammon etwa das Treiben in der eigenartigen Welt eines mitteldeutschen Bahnhofs vor uns sich entwickeln läßt, da spricht aus jeder Zeile die selbstverständliche Sicherheit vertrauester Anschauung. Hier, wo die Gefahr redseliger Häufung verwirrender Details besonders nahe lag, zeigt sich Hammons sparsame, doch charakteristisch malende Kunst von ihrer besten Seite. Alles in allem: Requiescat ist ein gutes Buch, denn es kämpft mit wirksamen, auch ästhetisch fast immer befriedigenden Mitteln für eine große Idee.

DR. R. STÜBE IN DEN GRENZBOTEN: Es ist ein Zeichen für das ehrliche, künstlerische Wollen des Verfassers, das aus dem Buch kaum zu ersehen ist, in welchem Lager er steht. Das gibt ihm das Recht, ein so schwer zu behandelndes Thema zu wählen, das er aber in seinem innersten Lebensgehalt erfaßt hat.

Das Erstlingswerk des Verfassers:

RUDOLF HAMMON VIKAR LONHARD

Neue Ausgabe. Preis broschiert Mark 2.—, gebunden Mark 2.80.

Die STRASSBURGER POST schreibt über das Buch: Das Buch enthält gute Beobachtungen aus dem Außen- und Innenleben eines ernst gestimmten protestantischen Geistlichen in einer Kleinstadt, auf deren Eigenart auch manches bezeichnende, freilich oft auch nur gedämpfte Streiflicht fällt. Die Novelle zeichnet sich überhaupt bei allem Reichthum des Inhalts durch einen gewissen Lakonismus aus. Dem Regenfeuert hat sich dadurch die Überzeugung von einer das Durchschnittsmaß erheblich übersteigenden Begabung des Verfassers aufgedrängt.

Ein entzückendes Kinderbuch.
Ein Märchenspiel. Auch im Haus aufzuführen.

JOSEFA METZ,
DEN KÖNIG DRÜCKT DER SCHUH

Ein Märchenspiel. Preis in biegs. Pappband M 1.60, in Halbbd. M 2.25

BERLINER TAGEBLATT: Ein erfolgreiches Kinderstück. Obwohl das Stück dem Vorstellungsvermögen der Kinder angepasst ist, so ist es doch so lebensvoll gestimmt und abwechslungsreich durchgeführt, daß auch erwachsene Zuschauer ihm mit Vergnügen folgen können.

DEUTSCHE ZEITUNG: Das Märchenspiel Den König drückt der Schuh ist mehr als eines der landläufigen Kinderstücke, es ist ein anmutiges Spiel aus dem herrlichen deutschen Märchenlande hervorgeholt von einem dichterisch empfindenden Gemüt.

BIELEFELDER GENERALANZEIGER: Ein eigener Hauber geht von dieser Kunst aus, wo sie Natur- und Seelenstimmungen malt, wo sie den Werdegang der Liebe eines naiven Menschenkinds zeichnet. Da findet Josefa Metz Worte von unendlicher Hartheit und Innigkeit, da streut sie Blüten vom Baume der Poesie, so duftig und doch so farbenfroh, wie kaum ihresgleichen.

Demnächst erscheint:

JONAS LIE'S BIOGRAPHIE

Geschrieben von seinem Sohne Eril Lie. Übersetzt von
Mathilde Mann.

Haupt & Hammen · Verlagsbuchhandlung · Leipzig

Neefche & Neefche, Leipzig

Schwaneberger Briefmarken-Album das Beste



für Markensammler. Wird von keinem ähnlichen Werk an Vollständigkeit auch nur annähernd erreicht. Einziges Album, das in Ausgaben mit und ohne Markenabarten geliefert wird. Unerreicht praktische Text-Einstellung, die es Ihnen ermöglicht, die Sammlung nach Ihrem Ermessen zu arrangieren. Anerkannt bestes aller Permanent-Systeme. **Ausgabe 1909 soeben erschienen.** Buch-Ausgaben v. 10 Pfg. bis 30.— Mk. pro Stück. Permanent-Ausgaben auf Lebenszeit v. 10.— Mk. bis 180.— Mk. pro Stück. — Verlangen Sie große illustrierte Preisliste 1908 kostenlos. *Probedblätter grat.* **Verlag von J. J. Arnd, Leipzig.**

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rhoelblich, Bad Godesberg a. Rh.
 Mildestes Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.

ALKOHOL



PISTYAN

BEI **GICHT, RHEUMA, ISCHIAS, EXSUDATE**

Wegen milder Witterung

besonders für **Herbstkuren** empfohlen.

Auskunft und Prospekte durch das Reisebureau

Hungaria-Germania Verkehrsges. m. b. H.

Berlin W., Friedrichstrasse 73.

Fahrkarten-Ausgabe der Königl. ungarischen Staatsbahnen.

Cabinet-Comet
Graeger-
Seect
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch die Weinhandlungen
Carl Graeger
 Seect-Kellerei
Hochheim a. M.

Wollen Sie viel Geld sparen

beim Besitze
 Ihres Bücher-
 bedarfs für
 Weihnachten

so verlangen Sie unseren Räumungs-Katalog
 Nr. 111 (mit erstaunlich billigen Preisen) grat.
 u. postfrei. Lipsius & Tischer, Verlags-, Sortiment- u. Antiquar-Buchhandlg. in Kiel 100.

Herbst- u. Winterkuren Im herrlichen Zacketal!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
 pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zacketal“ (Camphausen)

Bahnst. Warmbrunn-Schreibersbau 14/27.
Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
 rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
 Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
 Für Erholungssuchende, Winterport.
 Nach allen Errungenschaften der
 Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
 neuherrliche, nadelholzreiche Höhenlage.
 Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
 Näheres die Administration in
 Berlin SW., Mückersstrasse 118.

Eine neue Lehre

Nach dem Zeugnis distinguishedster Persönlich-
 keiten handelt es sich bei dem zu früher
 Lebensbedürftigkeit anerkennenden Büchern wie bei
 den brieflichen Charakterbeurteilungen (nach
 eingesehenen Handschriften von P. P. E.)
 um Kunstwerke von hypnotischer Kraft, von
 feuchter, starker Borneinheit. Tragic seit
 1880. Wünsche nach flüchtigen „Deutungen“
 bleiben unberücksichtigt. Direkter Prospekt
 über tieferegreifende Mitteilungen der brief-
 lichen Seelenstudien kostenlos durch P. Paul
 Hebe, Schriftsteller und Psychographologe,
 Umgebung l. Z. Fach. (Original-Methode).



Henkell Trocken